

**Studien des Aachener Kompetenzzentrums
für Wissenschaftsgeschichte**

Band 5

Herausgegeben von
Dominik Groß

Dominik Groß

Die dienstbare Leiche

Der tote Körper als medizinische,
soziokulturelle und ökonomische Ressource

Proceedings zum Kick-off Workshop
des Aachener Kompetenzzentrums für Wissenschaftsgeschichte
der RWTH Aachen University (15.-16. Januar 2009)

Schriftleitung: Tobias Fischer und Tim Ohnhäuser

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN print: 978-3-89958-664-0

ISBN online: 978-3-89958-665-7

URN: urn:nbn:0002-6653

© 2009, kassel university press GmbH, Kassel
www.upress.uni-kassel.de

Umschlaggestaltung: Jörg Batschi Grafik Design, Kassel
Printed in Germany

Inhalt

DOMINIK GROß

Die dienstbare Leiche. Einleitende Bemerkungen 9

I. Der tote Körper in der Antike

KLAUS FREITAG

Der tote Körper als Leiche und als Objekt des Totenkultes in der griechischen Antike. Historische Untersuchungen im Spannungsfeld zwischen normativem Anspruch und historischer Realität 15

DAVID ENGELS

Zur formalen Entwicklung und politischen Manipulation des Umgangs mit dem Leichnam des römischen Kaisers 21

II. Der tote Körper als materielle Ressource

WERNER TSCHACHER

Karl der Große: Aachens dienstbare Leiche 29

CHRISTINE KNUST

Gestohlene Zähne, Wunderknochen und heiliges Öl. Heiligenreliquien als medizinische und ökonomische Ressource in Mittelalter und Gegenwart 36

GEREON SCHÄFER UND DOMINIK GROß

Körperspende oder Tauschgeschäft? Der geldwerte Vorteil „gespendeter“ Leichname und seine Bedeutung für die Einordnung des toten Körpers als Ressource 42

III. Todeserfahrung, Thanatologie & Gesellschaft

JOCHEN GRÖTZBACH

Erfahrungen mit Tod und ihre Wirkungen auf Lebensverläufe und soziale Netzwerke 49

CARMEN LUBBERICH

Death Education and Thanatology in Germany 54

IV. Der tote Körper im Zeichen des Krieges und der Waffengewalt

GERTRUDE CEPL-KAUFMANN UND JASMIN GRANDE

Metamorphosen im Zeichen des Krieges. Literatur und Kunst als Schlachtfelder einer Ästhetik des Leibes und der Seele 61

CHRISTOPH RASS

Tote Soldaten auf den Schlachtfeldern der Weltkriege – dienstbare Leichen zwischen tabuisiertem Sterben und kollektivem Totenkult? 66

TIM OHNHÄUSER

Die Leiche als Waffe – Vom Kadaver zur biologischen Kampfstoffentwicklung 71

V. Weltanschauungen, politische Systeme und die Verwertung des toten Körpers

RÜDIGER HAUDE

Wissenschaftliche Menschenfresser. Wie der Imperialismus sich die Fremden einverleibt, um sie auszuschließen 79

RICHARD KÜHL

Haare, Zähne, Lampenschirme. Die Ausbeutung und „Verwertung“ der Häftlingsleichen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern 85

VI. Der tote Körper im öffentlichen Raum

DOMINIK GROß UND ARMIN HEINEN

Die „Aneignungen“ des Leichnams. Eine Dekonstruktion der Umgangsformen mit dem toten Körper. Rumänien versus Deutschland 95

MICHAEL ROSENTERER

Aufbahrungsrituale und ihre Bedeutung für die Trauerbewältigung in den westlichen Industriegesellschaften 101

VII. Die Visualisierung des toten Körpers in kunsthistorischer Sicht

MARTINA DLUGAICZYK

Vom Inneren zum Äußeren – „Anatomische Modelle“ als künstlerisch-akademisches Lehrmittel in der Architektenausbildung 109

ANDREAS GORMANS

- Scientia more anatomico – Die universale Bedeutung des Prinzips der Sektion
im Kontext frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissens-
vermittlung 113

VIII. Der tote Körper und die klinische Sektion

CHRISTOPH SCHWEIKARDT

- Die klinische Sektion in der Fachzeitschrift „Der Pathologe“ 1998-2008:
Argumentationsstrategien zur Bedeutung der Obduktion und zu den Ursachen
ihrer Marginalisierung 119

JASMIN GRANDE

- Die klinische Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten. Zum Stellenwert der
klinischen Sektion in autobiographischen Texten von Pathologen 122

JULIA A. GLAHN

- Die Sektion in überregionalen Printmedien in Deutschland. Fragwürdige
Darstellung der Dienstbarmachung der Leiche 126

IX. Moderne Bestattungsformen und der Stellenwert des toten Körpers

DOMINIK GROß UND MARTINA ZIEFLE

- Tote Körper und die neue Vielfalt ihrer Bestattung. Deutungsversuche eines
vielschichtigen Phänomens 133

NADINE WITT UND THOMAS DICKINSON

- „Cryonics“ – Die Wichtigkeit der Körper für die Unsterblichkeit 136

X. Tod und Technik in der Postmoderne

CATARINA CAETANO DA ROSA

- Die Unsichtbarkeit von Unfalltoten 143

SABINE MÜLLER

- Hirntod-Diagnostik und funktionelle Bildgebung 148

MARTINA ZIEFLE

- Veränderungen im Umgang mit dem Tod im Zeitalter von eHealth 154

Die dienstbare Leiche. Einleitende Bemerkungen

Dominik Groß

Das Aachener Kompetenzzentrum für Wissenschaftsgeschichte (AKWG) der RWTH Aachen veranstaltete am 15. und 16. Januar 2009 einen Kick-off Workshop mit dem Titel „Die dienstbare Leiche: Der tote Körper als medizinische, soziokulturelle und ökonomische Ressource“.

Die in diesem Themenband versammelten 24 Kurzbeiträge bildeten die Diskussionsgrundlage des Workshops, wobei die Gliederung dieses Bandes der Reihenfolge der Referate und Sektionen der zweitägigen Veranstaltung exakt folgt. Der Dank der Organisatoren geht daher an dieser Stelle an alle Referenten für die Bereitschaft, ihre Projektideen für den vorliegenden Buchband zeitnah in die Form schriftlicher Kurzbeiträge zu bringen.

Die ungewöhnliche Themenauswahl – die Dienstbarmachung des menschlichen Leichnams im Wandel der Zeit – erscheint begründungspflichtig: Seit November 2008 wird am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der RWTH Aachen in Kooperation mit dem AKWG das Forschungsprojekt „Tod und toter Körper: Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft. Das Beispiel klinische Sektion“ bearbeitet. Dieses thanatologisch orientierte Projekt wird im Rahmen der Initiative „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“ von der Volkswagen-Stiftung gefördert und bezieht neben den beiden von unserem Institut vertretenen Fächern Medizingeschichte und Medizinethik auch die Disziplinen Philosophie, Soziologie und Recht ein.¹ Ausgangspunkt dieses interdisziplinären Forschungsvorhabens ist die Frage, ob der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod einem grundlegenden Prozess der Veränderung unterliegt: Trifft es zu, dass nach einer langen Phase der Tabuisierung und Marginalisierung des Todes, die häufig als ein konstitutives Merkmal der Moderne angesehen wird, der Umgang mit dem Tod einem Wandel unterliegt? Rückt der Tod gegenwärtig wieder in das Zentrum der Aufmerksamkeit und, wenn ja, unter welchen Vorzeichen geschieht dies? Unterstützen die Methoden der Lebenswissenschaften durch ein apersonales und technisch geprägtes Verhältnis zum Körper und zum Tod des Menschen diese Entwicklung? Wird das personale Verhältnis des Individuums zum Tod umso radikaler aus den gesellschaftlich kommunikatiblen Wirklichkeitsbereichen ausgeschlossen und somit auch der sozialen Kultivierung entzogen? Die genannten Fragen werden im Rahmen des Projekts bewusst in dieser allgemeinen Formulierung gestellt, weil bislang kein gesichertes und insbesondere kein integriertes Wissen darüber besteht, welchen Bedeutungswandel der Tod seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erfahren hat. Ziel der Forschungen ist es dementsprechend, sich dem Tod auf eine umfassende, verschiedene Disziplinen integrierende geisteswissen-

¹ Projektpartner sind die Professores Hubert Knoblauch (Berlin, Koordinator), Andrea Esser (Marburg) und Brigitte Tag (Zürich).

schaftliche Weise zu nähern, gleichzeitig aber mit konkreten Fallbezügen die medizinisch-naturwissenschaftliche Perspektive zu berücksichtigen und so mittelfristig zu einer allgemeinen transdisziplinären Thanatologie beizutragen, die Lebenswissenschaft und Geisteswissenschaften verbindet.

Das oben skizzierte Forschungsprojekt „Tod und toter Körper“ diente als Ausgangspunkt für die Überlegungen der Mitglieder des AKWG, ein aussichtsreiches thematisches Gebiet für einen transdisziplinären Kick-off Workshop abzustecken: Letzteres sollte zum Ersten an bereits bestehende Forschungsarbeiten und fachliche Ressourcen anknüpfen; zum Zweiten hatte es den Zielsetzungen des AKWG – insbesondere dem historisch-hermeneutischen Zugriff auf eine Themenstellung mit deutlichem Medizin- und Technikbezug – zu entsprechen, und zum Dritten sollte es neue, innovative Fragestellungen ermöglichen.

Die genannten Bedingungen schienen uns mit der Wahl des Themas „Die dienstbare Leiche“ erfüllt. Während der Kick-off Workshop einerseits deutliche inhaltliche Verbindungslinien zum Projekt „Tod und toter Körper“ aufweist und entsprechende Synergien erwarten lässt, geht er andererseits in seiner Fragestellung doch in zweifacher Hinsicht deutlich über das genannte Vorhaben hinaus:

1. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht ein spezifischer Aspekt der menschlichen Leiche, nämlich deren Dienstbarmachung bzw. deren Einsatz als Ressource – und dies gleich in einem doppelten Sinn:

1.1 Angesprochen ist zunächst der Leichnam als Ressource für Dritte – in medizinischer, in soziokultureller wie auch in ökonomischer Hinsicht:

Zu den offensichtlicheren – wenn auch keineswegs singulären – Beispielen der konkreten Nutzbarmachung der Leiche gehören in diesem Zusammenhang der kommerzielle Handel mit Leichen(teilen) und deren Wiederverwertung in der Medizin (Hornhäute, Knorpel, Knochen, Sehnen, Herzklappen etc.), der traditionsreiche, öffentlich kaum wahrgenommene Handel mit Reliquien und der Einsatz von Leichen(teilen) als „Biowaffen“.

Ebenso evident ist die Dienstbarmachung von Leichen in bestimmten sozialen Kontexten, politischen Systemen oder Kulturräumen. Ein markantes Beispiel hierfür ist die Kultivierung bzw. Stilisierung soldatischer Leichen als Symbole eines heldenhaften Todes. Neben derartigen politisch motivierten Versuchen einer „deformierenden“ Sinnzuschreibung sind gefallene Soldaten zugleich potentielle Gegenstände (militär)historischer Forschungsinteressen. Ein weiteres, fraglos besonders perfides Beispiel der Funktionalisierung toter Körper ist die systematische Ausbeutung der Leichname von KZ-Opfern im Dritten Reich.

Naheliegend ist schließlich auch der Gedanke an traditionelle und neue Erwerbszweige bzw. Berufsgruppen, die entweder ausschließlich oder doch zu einem wesentlichen Teil mit dem Tod und dem toten Körper befasst sind und mit diesem ein berufsspezifisches (und teilweise auch ein erkennbar ökonomisches) Interesse verbinden. Als Beispiele sind in diesem Kontext Bestatter, Theologen und Mediziner (insb. Pathologen, Anatomen und Gerichtsmediziner) zu nennen. Zu erwähnen sind aber auch

Thanatopraktiker, Thanatologen, Plastinatoren, Kryonik-Experten oder Sterbehilfe-Organisationen, deren Angebot häufig auch die Bestattung der Leichen einschließt.

Auch der technologische Fortschritt und die technisierte Medizin legen neue Formen der Instrumentalisierung des toten Körpers frei.

1.2 Darüber hinaus – und weit weniger offensichtlich – kann auch der eigene tote Körper als (ökonomische) Ressource und als Gegenstand der Selbstverwirklichung dienen: So wird die Leiche eines Körperspenders u. U. zu einem Instrument, mit dem dieser persönlichen Interessen über sein Ableben hinaus Geltung verschaffen kann – sei es materiell durch das Einsparen von Beerdigungskosten (geldwerter Vorteil) oder immateriell durch die seiner Körperspende nachfolgende öffentliche Ehrerbietung. Auch die persönliche Hoffnung auf eine Wiedererweckung mit Hilfe von Kryonik ist unmittelbar an die Materialität des eigenen Leichnams geknüpft – er ist der Ort bzw. Gegenstand, an dem sich persönliche Interessen konkretisieren. Ebenso kann der eigene Leichnam als Mittel eingesetzt werden, um das persönliche Wirken bzw. den Handlungsspielraum über den Tod hinaus auszudehnen. Dies zeigt das Beispiel immer neuer Bestattungsformen, die – dem gesellschaftlichen Trend der Individualisierung folgend – zwischenzeitlich von der Almwiesenbestattung bis zur Weltraumbestattung reichen oder z. B. in Form der Plastination oder der Diamantierung der Asche dauerhafte postmortale „Repräsentationen“ der eigenen Person ermöglichen. Hier wird mit der Wahl der Bestattung der eigenen sterblichen Überreste zugleich der persönliche Platz in der Welt für die Zeit nach dem Ableben festgeschrieben.

In allen vorgenannten Beispielen wird die Leiche dienstbar gemacht mit dem Ziel, den persönlichen Interessen auch post mortem Geltung zu verschaffen und so als Person „nachzuwirken“.

2. Noch in einer weiteren Hinsicht hebt sich das Rahmenthema „Die dienstbare Leiche“ vom eingangs genannten Forschungsprojekt „Tod und toter Körper“ ab: Es bleibt nicht auf zeitgeschichtliche oder rezente Entwicklungen in Deutschland beschränkt, sondern wendet sich dezidiert verschiedenen Epochen, politischen Systemen und soziokulturellen Kontexten zu, um so – in transdisziplinärer Perspektive – höchst unterschiedliche Formen der Indienstnahme und Instrumentalisierung des toten Körpers freilegen zu können.

Tatsächlich lassen sich bereits in der griechischen und der römischen Antike deutliche Hinweise auf eine Nutzbarmachung des toten menschlichen Körpers ausmachen – sei es, dass dieser als Gegenstand politischer Legitimations- bzw. Manipulationsversuche oder aber als Objekt finanzieller Interessen diene. Auch die Bedeutung des Leichnams als religiöse und/oder soziale Ressource lässt sich über die Jahrhunderte hinweg in immer neuen Formen und Facetten nachzeichnen, wie das Beispiel der in Aachen befindlichen Leiche Karls des Großen zeigt – ein materiell, z. T. aber auch im übertragenen Sinne genutzter toter Körper, der vom beginnenden 9. Jahrhundert bis zum heutigen Tag in verschiedener Hinsicht und unter unterschiedlichen Vorzeichen dienstbar gemacht wurde und wird. Ähnliche Traditionslinien lassen sich in Bezug auf die Funktion des – als Studienobjekt, Lehrmittel oder auch Bildgegenstand genutzten – Leichnams in Kunst und Literatur oder im Hinblick auf den Einsatz des toten Körpers

als Mittel der gesellschaftlichen Ausgrenzung nachzeichnen – um nur einzelne von vielen nachfolgend näher betrachteten Beispielen zu nennen.

Mit den hier angeführten Aspekten, Fragestellungen und Thesen ist nach Ansicht des AKWG ein Themen- und Arbeitsfeld umrissen, das für viele Disziplinen anschlussfähig ist und eine intensive systematische und epochenübergreifende Auseinandersetzung lohnend erscheinen lässt. Vor diesem Hintergrund hoffe ich, dass es uns mit den vorliegenden Proceedings gelingt, den wissenschaftlichen Diskurs zur dienstbaren Leiche zu befördern.

I. Der tote Körper in der Antike

Der tote Körper als Leiche und als Objekt des Totenkultes in der griechischen Antike. Historische Untersuchungen im Spannungsfeld zwischen normativem Anspruch und historischer Realität

Klaus Freitag

1. Problemstellung

Eine „Geschichte des Todes“¹ im Sinne von Philippe Ariès zu schreiben, bedeutet in erster Linie darüber nachzudenken, wie der Mensch sich generell zum Tod und zu den Toten verhielt. Ein historischer Rückblick ist dabei vor allem nötig, um die Andersartigkeit der Vorstellungen und Lebensweisen sowie die Zeitbezogenheit von Sitten, Gebräuchen und Ritualen aufzudecken.

Die Auseinandersetzung mit dem Tod bedeutet in vielen Kulturen vor allem die Domestizierung des Unbegreiflichen.² Der Umgang mit dem Tod ist deswegen vielfach von Verdrängungsmechanismen geprägt. Dies gilt auch für die antiken Griechen, die eine höchst ambivalente Beziehung zum Tod und zum Weiterleben nach dem Tod entwickelt hatten.³ Einerseits war eine weit verbreitete und fest verankerte Pflicht für jeden Polisbürger, im „Totenkult“ seine toten Verwandten zu ehren, andererseits sind der Umgang und die Behandlung des toten Körpers an sich von einem Desinteresse geprägt. Dieses Desinteresse ist auffällig, zumal wenn man daran denkt, wie intensiv sich in der antiken Lebenspraxis und der Bildwelt mit dem Körper auseinandergesetzt wurde. In Religion und Philosophie hatte sich gleichfalls eine amorphe und widersprüchliche Vorstellung davon ausgebildet, was nach dem Tod geschieht und wie es mit dem toten Menschen weitergeht.⁴ Nur unter bestimmten Umständen konnten demnach Tote den Lebenden Nutzen bringen, aber auch eine Gefahr für sie darstellen.

Die Einstellung der Griechen zum Tod und ihre Jenseitsvorstellungen sind darüber hinaus von der Zweiteilung von „Körper“ und „Geist/Seele“ geprägt. Der Körper wurde nach dem Tod als nutzlos betrachtet und wenig beachtet. In der Vorstellung der Griechen lebte der tote Mensch wie ein kraftloses und passives Halbwesen, das in einem Schattenreich quasi wie in Zeitlupe und ohne Initiative im Hades dahin vegetierte. Die Distanz zum toten Körper verstärkte sich durch die Vorstellung, dass derjenige, der mit ihnen in Kontakt geriet, „unrein“ sei.⁵ Viele griechische Poleis hatten Gesetze erlassen, die Reinigungsrituale für diejenigen vorschrieben, die mit Leichen Umgang hatten. Sogar im medizinischen Bereich hat sich eine Einstellung, die vom Nutzen der Sektionen am toten Körper überzeugt war, niemals wirklich durchgesetzt. Diese wurden nicht zuletzt aus ethischen Gründen weitgehend abgelehnt. So ist es eine Ausnahme, wenn

¹ Ariès (2005).

² Feldmann/Fuchs-Heinritz (1995).

³ Johnston (1995); Morris (1992); Baudy (1980); Garland (1985).

⁴ Bremmer (1994), S. 91-106.

⁵ Parker (1983); Hoessly (2001).

von Herophilos von Alexandria und Erasistratos von Keos, bedeutenden Ärzten aus hellenistischer Zeit, berichtet wird, sie hätten nicht nur an Tieren, sondern auch am Menschen Sektionen durchgeführt.⁶ Die freien Arbeiten am menschlichen Körper durch die beiden genannten Ärzte wurden in Alexandria von den herrschenden Ptolemäern offensichtlich unterstützt.

Ein weiterführendes Interesse an einem toten Körper lässt sich dann vor allem im Umgang mit den großen und bedeutenden Persönlichkeiten der griechischen Geschichte verdeutlichen. So ist der Aspekt der Aneignung eines toten Körpers zur Legitimierung von Herrschaft im Besonderen anhand des Beispiels Alexander des Großen in der althistorischen Forschung häufig thematisiert worden.⁷

Die ansonsten aber weitverbreitete Ignoranz des toten Körpers ist in der Antike davon geprägt, dass der Diskurs über den Tod und die Strategien zur Bewältigung des Todes eindeutig im Vordergrund stehen. Somit wurde in der Antike die Leiche Bestandteil einer ausgeklügelten Inszenierung, die dazu diente, gesellschaftliche Ordnung und Hierarchie abzubilden. Mit Eintreten des Todes⁸ begann ein feststehendes Ritual. Im Rahmen dieser Bestattungsrituale in den Poleis ging es nicht in erster Linie um den Toten. Die Leiche und deren weiteres Schicksal fanden wenig Interesse. Im Zentrum stand vielmehr die Bedeutung des Toten für die Überlebenden, die angesichts des Todes in einem komplexen Ritual sich als Gruppe neu formierten und den erlittenen Verlust kompensierten. Gleichzeitig nutzte die Gruppe, die für die Bestattung verantwortlich war, vor allem die Familie, die Gelegenheit, ihren Reichtum, ihre Positionierung in der Gemeinschaft und ihren politisch-sozialen Einfluss öffentlich und in Konkurrenz zu anderen unter Beweis zu stellen. Die Bestattungsverfahren im antiken Griechenland waren demnach im hohen Maße von religiösen, kulturellen und sozio-politischen Rahmenbedingungen geprägt. Viele griechische Poleis sahen sich veranlasst, Gesetze gegen Grabluxus und zu aufwendige Bestattungsrituale zu erlassen. Es galt zu verhindern, dass durch das ausgeprägte Konkurrenzverhalten der Griechen eine Entwicklung einsetzte, die zu immer längeren und kostspieligeren Prozeduren führten, die unter Umständen sowohl den Weiterbestand der Familie als auch die öffentliche Ordnung gefährdeten. In Athen beschränkte man aus diesen Gründen die Totenklage auf die eintägige Aufbewahrung im Trauerhaus. Die Verbringung des Toten zu seiner letzten Ruhestätte musste vorschriftsgemäß frühmorgens in aller Stille erfolgen. An den Trauerzügen durften Frauen nur teilnehmen, soweit sie über 60 Jahre alt oder nahe Verwandte des Verstorbenen waren.⁹ Verboten wurden somit nicht nur kostspielige Grabanlagen. Auch zu aufwendige Bestattungsrituale wurden untersagt. Man begrenzte

⁶ Celsus, *De Medicina*, Prooemion, 23, vgl. Kudlien (1969), S. 78-94.

⁷ Rader (1998), S. 275-302; Erskine (2002), S. 163-179. Für die römischen Kaiser vgl. Chantraine (1988), S. 67-80.

⁸ Zum Phänomen des Scheintodes vgl. Grassl (1985-1986), S. 213-223.

⁹ Ps.-Demosthenes, 43,62; ähnlich Platon, *De legibus* 959a-960a5. Beschränkungen in Modus und Teilnehmerzahl sind im 5. Jahrhundert v. Chr. auch in Iulis auf Keos (Dittenberger [1883], 1218, 7-9) und Delphi (Sokolowski [1962] 77 C 11-28) bezeugt.

sie zeitlich, legte die Teilnehmerzahl fest und senkte die Kosten für Grabbeigaben und Festmähler, die zu Ehren der Toten veranstaltet wurden.¹⁰

2. Neue Fragestellungen

Nun wäre es irreführend, wenn man behaupten würde, dass der Umgang mit dem Tod und die Bedeutung des Bestattungsrituals im antiken Griechenland bislang in der althistorischen Forschung keine Beachtung gefunden hat. Dennoch ist auffällig, dass die Frage, wie in der griechischen Antike überhaupt mit dem toten menschlichen Körper umgegangen wurde und welche religiöse, kulturelle und soziopolitische Bedeutung ihm zukam, bislang umfassend noch nicht behandelt worden ist. Dieses Desiderat wird noch augenfälliger, wenn man sich den ganz konkreten lebensweltlichen Problemen zuwendet, die sich aus der Frage nach der Organisation des Umgangs mit der Leiche ergeben. Vollkommen unbeachtet geblieben ist gleichfalls die Fragestellung, ob und wie der tote menschliche Körper auch ökonomisch eine Rolle spielte. Diese Fragen sind – wie gesagt – bislang in der althistorischen Forschung für die griechische Poliswelt¹¹ überhaupt noch nicht gestellt worden bzw. es existieren nur verstreute Einzelstudien, die in einer Synthese erst zusammengeführt werden müssen.¹²

In einem derartigen Projekt, in dem nicht nur der Diskurs über den Tod im Vordergrund steht, sondern auch der Umgang mit der Leiche vor dem Hintergrund der konkreten Lebensverhältnisse in den griechischen Poleis, müssen primär philologische Untersuchungen zu den Wortfeldern „Körper/Leiche“ und „Grab/Grabmäler“ in den schriftlichen Quellen vorangetrieben werden. Im Griechischen wird der Begriff „soma“ sowohl in der Bedeutung „Leiche“ wie auch in der Bedeutung „Körper“ verwendet. Dieser Befund ist auffällig genug und muss ergänzt werden durch philologische Forschungen, die der Frage nachgehen, wie die „Orte“ bezeichnet wurden, an denen man die Leichen bestattete. Diese philologische Untersuchung wird als Grundlage für den Versuch dienen können, eine Typologisierung der Grabanlagen im antiken Griechenland aufzustellen (vorläufige Kategorien: Einzelgrab, Doppelbestattung Mann und Frau, Familiengrab, Massengrab).

Damit in enger Verbindung steht die Frage danach, wie die allmähliche Trennung von Wohnbereich und Nekropole vor dem Hintergrund der Polisgenese eingeordnet werden kann. In vielen Poleis war es seit der klassischen Zeit explizit verboten, Tote innerhalb der Stadtmauern zu bestatten.¹³ Das Gesetz von Gortyn auf Kreta aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. scheint noch in eine Übergangsphase hineinzugehören, da hier noch von der weitverbreiteten Regel ausgegangen wurde, dass man Tote in der Nähe der Häuser an den Grenzen der Grundstücke bestattete. In einer solchen topographi-

¹⁰ Engels (1998).

¹¹ Für Rom und Italien sieht diese Situation anders aus: Schrumpf (2005); Edwards (2007). Vgl. auch Flaig (1995), S. 115-148; Hopkins (1983).

¹² Einen Literatur-Überblick liefert: Herfort-Koch (1992).

¹³ Cicero, Fam. 4,12,3. Cic. Leg. 2,58. Die Ausnahmefälle untersucht nun Schörner (2007).

schen Situation bringt der Umgang mit dem toten Körper besondere Probleme, vor allem auch ökonomischer Art, mit sich.¹⁴

Daran anschließend stellt sich die Frage, nach welchen Mustern Nekropolen aufgebaut wurden und wie man mit der ökonomischen Problemstellung umging, die mit der Einrichtung und Nutzung großer separierter Flächen als Nekropolen einherging. Will man hier weiterkommen, ist man vor allem auf den archäologischen Befund verwiesen, der gerade in den letzten Jahrzehnten die Kenntnis vom Verhältnis zwischen öffentlichem und privatem Raum und damit auch über den „Raum für Tote“¹⁵ in den griechischen Poleis sehr stark erweitert hat.

Des Weiteren muss viel stärker als bisher der konkrete Umgang mit Leichen beachtet werden. Wird etwa die weibliche Leiche grundsätzlich anders behandelt als der männliche tote Körper? Wie geht man in den Poleis mit Verstorbenen, die am Rande der Gesellschaft standen, um? Welche Behandlung erfährt der Leichnam von Selbstmördern, Verrätern und Verbrechern?¹⁶

Zusätzlich zur Erschließung und Analyse der relevanten antiken Quellen wird man auch ethnologisch-anthropologische Beobachtungen mit in die Untersuchung einbeziehen müssen, die sich mit dem Umgang mit dem Körper in Griechenland und in anderen Balkanstaaten im 19. und frühen 20. Jahrhundert beschäftigen.

3. Ausblick

Eine derartige Untersuchung verspricht – unter Einbeziehung von Ergebnissen aus aktuellen und innovativen Forschungsfeldern wie der „Körpergeschichte“¹⁷ und den „gender-studies“ – , einen Beitrag dazu zu leisten, den Umgang der Griechen mit „dem Leichnam“ besser zu verstehen und die Diskrepanz zwischen normativem Anspruch und historischer Realität genauer historisch einordnen zu können.

Literatur

1. Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal (2003): Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal (Hrsg.), Raum für Tote: Die Geschichte der Friedhöfe von den Gräberstrassen der Römerzeit bis zur anonymen Bestattung, Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur Kassel, Braunschweig 2003.
2. Ariès (2005): P. Ariès, Geschichte des Todes, 11. Aufl., München (u. a.) 2005.
3. Baudy (1980): G. Baudy, Exkommunikation und Reintegration: Zur Genese und Kulturfunktion frühgriechischer Einstellungen zum Tod, Frankfurt/Main 1980.

¹⁴ Willets (1967).

¹⁵ Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal (2003); Cormack (2004).

¹⁶ In Athen wurde z. B. Dieben die rechte Hand abgetrennt und der Leichnam räumlich separiert von den übrigen Athenern begraben.

¹⁷ Vgl. dazu Thommen (2008), in dessen Abhandlung der tote Körper nur ganz am Rande Beachtung findet.

4. Bremmer (1994): J. Bremmer, *The Soul, Death and the Afterlife in Early and Classical Greece*, in: ders., Th. P. J. van den Hout, R. Peters (Hrsg.), *Hidden Futures: Death and Immortality in Ancient Egypt, Anatolia, the Classical, Biblical and Arabic-Islamic World*, Amsterdam 1994, S. 91-106.
5. Chantraine (1988): H. Chantraine, *Der tote Herrscher in der Politik der römischen Kaiserzeit*, *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 39 (1988), S. 67-80.
6. Cormack (2004): S. H. Cormack, *The space of death in Roman Asia Minor*, Wien 2004.
7. Dittenberger (1883): W. Dittenberger, *Sylloge inscriptionum Graecarum*, 3. Aufl. Berlin 1883, 1218, S. 7-9.
8. Edwards (2007): C. Edwards, *Death in Ancient Rome*, New Haven 2007.
9. Engels (1998): J. Engels, *Funerum sepulcrorumque magnificentia. Begräbnis- und Grabluxusgesetze in der griechisch-römischen Welt*, Stuttgart 1998.
10. Erskine (2002): A. Erskine, *Life after death: Alexandria and the body of Alexander, Greece and Rome* 49 (2002), S. 163-179.
11. Feldmann/Fuchs-Heinritz (1995): K. Feldmann, W. Fuchs-Heinritz (Hrsg.), *Der Tod ist ein Problem der Lebenden: Beiträge zur Soziologie des Todes*, Frankfurt/Main 1995.
12. Flaig (1995): E. Flaig, *Die Pompa Funebris: Adlige Konkurrenz und annalistische Erinnerung in der Römischen Republik*, in: O. Oexle (Hrsg.), *Memoria als Kultur*, Göttingen 1995, S. 115-148.
13. Garland (1985): R. S. J. Garland, *The Greek Way of Death*, Ithaca, NY 1985.
14. Grassl (1985-1986): H. Grassl, *Der Scheintod. Ein Beitrag zur historischen Verhaltensforschung im Bereich der griechisch-römischen Antike*, *Grazer Beiträge* 12-13 (1985-1986), S. 213-223.
15. Herfort-Koch (1992): M. Herfort-Koch, *Tod, Totenfürsorge und Jenseitsvorstellungen in der griechischen Antike. Eine Bibliographie*, München 1992.
16. Hoessly (2001): F. Hoessly, *Katharsis. Reinigung als Heilverfahren. Studien zum Ritual der archaischen und klassischen Zeit sowie zum Corpus Hippocraticum*, Göttingen 2001.
17. Hopkins (1983): K. Hopkins, *Death and Renewal, Sociological Studies in Roman History*, 2. Aufl., Cambridge 1983.
18. Johnston (1999): S. I. Johnston, *Restless Dead. Encounters between the Living and the Dead in Ancient Greece*, Berkeley 1999.
19. Kudlien (1969): F. Kudlien, *Antike Anatomie und menschlicher Leichnam*, *Hermes* 97 (1969), S. 78-94.
20. Morris (1992): I. Morris, *Death-Ritual and Social Structure in Classical Antiquity*, Cambridge 1992.
21. Parker (2001): R. Parker, *Miasma. Pollution and Purification in early Greek Religion*, Oxford 1983.
22. Rader (1998): O. B. Rader, *Der Kampf um die Leiche oder Alexander der Grosse als Pfand des Schicksals: Beobachtungen über die Rolle von Leichen und Gräbern bei der Herrschaftslegitimation*, *Altertum* 44 (1998) 4, S. 275-302.

23. Schörner (2007): H. Schörner, *Sepulturae graecae intra urbem*. Untersuchungen zum Phänomen der intraurbanen Bestattungen bei den Griechen, Möhnesee 2007.
24. Schrupf (2005): S. Schrupf, *Bestattung und Bestattungswesen im Römischen Reich*. Ablauf, soziale Dimension und ökonomische Bedeutung der Totenfürsorge im lateinischen Westen, Bonn 2005.
25. Sokolowski (1962): F. Sokolowski, *Lois sacrées des cités grecques*, Paris 1962.
26. Sourvinou-Inwood (1992): Chr. Sourvinou-Inwood, *Reading Greek death: to the end of the classical period*, Oxford 1995.
27. Thommen (2008): L. Thommen, *Antike Körpergeschichte*, Zürich 2008.
28. Willets (1967): R. F. Willets, *The Law Code of Gortyn*, Ed. with Introduction, Transl. and a Commentary, Berlin/New York 1967.

Zur formalen Entwicklung und politischen Manipulation des Umgangs mit dem Leichnam des römischen Kaisers

David Engels

1. Ausgangssituation

„Immer, wenn ein berühmter Mann stirbt, wird er im Leichenzug zur Rednerbühne auf dem Forum gebracht, mal aufrecht, seltener in liegender Haltung. Vor dem versammelten Volk tritt dann sein erwachsener Sohn, falls er einen hinterlassen hat, oder ein anderer Verwandter auf die Rednerbühne und preist die Tugenden und erfolgreichen Taten des Toten. Die Folge davon ist, dass die gesamte Menge – also nicht nur diejenigen Bürger, welche Teil hatten an den Werken des Verstorbenen, sondern auch jene, welche nicht daran beteiligt waren –, wenn sie sich der vollbrachten Taten erinnert und sie lebhaft vor Augen sieht, zu solchem Leid bewegt wird, dass der Verlust nicht nur die Trauernden zu betreffen scheint, sondern als öffentliche Katastrophe das gesamte Volk“, schrieb im 2. vorchristlichen Jahrhundert der griechische Historiograph Polybios (6,53,1-3) über die *laudatio funebris*, in der man nicht nur eine formale Keimzelle für die Entstehung des literarischen Genus der Biographie zu sehen hat, sondern auch einen wichtigen Mechanismus im Kampf der vornehmen römischen Familien um politisches Ansehen und Macht. Politik und Ritus, Effekthascherei und Totenklage – die Grenzen zwischen diesen Formen sozialer Interaktion waren im Bewusstsein der Zeitgenossen äußerst unscharf. So begann etwa Caesar seine politische Karriere mit einer *laudatio funebris* auf seine verstorbene Tante, indem er die bis zu den Göttern reichende Genealogie der gens *Iulia* aufzählte, während ironischerweise nach seiner Ermordung im Jahre 44 v. Chr. gerade sein eigener Leichnam die Karriere seiner Nachfolger fördern sollte, schlug doch Marc Anton politisches Kapital daraus, dem römischen Volk das blutgetränkte Gewand des getöteten Diktators vorzuführen und dessen Testament vorzutragen, während Octavian die politische Legitimität seiner eigenen Person auf die Erhebung Caesars zu den Göttern gründete und hiermit den Ausgangspunkt für das spätere Zeremoniell der Kaiserconsecration schuf. Trotz dieser Omnipräsenz von Tod und Totengedenken im antiken Rom ist der Umgang mit dem toten Körper in spätrepublikanischer und kaiserzeitlicher Ära allerdings meist nur unter einigen gezielten Fragestellungen behandelt worden, während das übergreifende Zusammenspiel der formellen, politischen und symbolischen Einzelaspekte bislang nur wenig gewürdigt und noch weniger in einen interdisziplinären Kontext gesetzt worden ist. Hier ergeben sich also zahlreiche Ansatzpunkte zu fächerübergreifender Forschung, unter denen an dieser Stelle exemplarisch der Umgang mit dem toten Körper des Herrschers und seiner Familie in der frühen Kaiserzeit hervorgehoben werden soll, der unter den Aspekten der konkreten Behandlung der Leiche (Brand- und Erdbestattung), der Errichtung von Grabmonumenten, des religionsgeschichtlichen Hintergrunds, der formalen Entwicklung des zivil- und sakralrechtlichen Kontextes und schließlich der christlichen Rezeption analysiert werden soll.

2. Schwerpunkte

2.1 Zu beachten wäre zunächst die konkrete Dimension des Leichenbegängnisses (funus), welches interessante Aufschlüsse über Selbstdefinition und Eigendarstellung der vornehmen gentes erlaubt. Waren in archaischer und königszeitlicher Ära sowohl Erdbestattung als auch Feuerbestattung verbreitet, vollzog sich während der Republik allmählich ein Übergang zur Bevorzugung der Brandbestattung. Dieser Tendenz folgten dann die römischen Kaiser – galt die Kremation doch auch durch den Einfluss der homerischen Epen als die „heroischere“ Form des Umgangs mit dem toten Körper – und verwandelten die Einäscherung des kaiserlichen Leichnams in ein Gesamtschauspiel von höchster propagandistischer Wirkung.

2.2 Ganz symmetrisch zu dieser Entwicklung vollzog sich ebenfalls die Evolution der Grabbauten. Während in etruskischer Zeit vornehme Familien in Tumuli bestattet wurden, überwog in republikanischer Zeit die Beerdigung in Sarkophagen, welche in unterirdischen Grabkammern aufgestellt wurden, die nach außen hin durch kleinere Ehrenmonumente hervorgehoben wurden. Auch hier bewirkte die Kaiserzeit einen Rückgriff auf archaische Formen, prägte Augustus mit seinem prächtigen Mausoleum doch einen Grabtypus, der Kennzeichen hellenistischer Grabarchitektur wie etwa das Grab des Mausolos oder die Grabanlagen der Ptolemaier, welche er in Alexandria besucht hatte (Suet. Aug. 18), mit dem etruskischen Tumulustypus verband und durch diesen bewussten Archaismus erneut die Rückkehr eines heroischen Zeitalters suggerierte. Dieser Typus wurde dann für spätere Herrschergenerationen verbindlich, wie etwa das Hadriansmausoleum zeigt.

2.3 Religionsgeschichtlicher Hintergrund dieser Entwicklung dürfte wohl der Rückgriff auf archaische Apotheosentraditionen gewesen sein, kursierten doch noch in der späten Republik viele Legenden bezüglich der Erhebung zahlreicher frühromischer Herrscher wie etwa Aeneas, Remus Silvius, Romulus, Titus Tatius und Tullus Hostilius zu den Göttern; Erzählungen, bei denen das unerklärliche Verschwinden des Königs während eines Wolkenbruchs, die Vermutung seiner Ermordung durch die vornehmen Familien und schließlich der Bericht von der wundersamen Epiphanie des zu den Göttern erhobenen Verschwundenen und seine darauf anschließende Verehrung als Gottheit topische Erzählelemente darstellen. Beeinflusst von diesen Traditionen wie auch durch den hellenistischen Herrscherkult, ließ schon Caesar ein Bild seiner selbst im Tempel des Romulus-Quirinus aufstellen. Augustus griff diese Legenden ganz bewusst auf, um nach dem Erscheinen des Kometen des Jahres 44 v. Chr. die Erhebung seines Adoptivvaters Caesar zu den Göttern und damit seine eigene politische Wertigkeit als divi filius zu legitimieren. Somit ist es auch verständlich, dass die einzelnen Erzählelemente der Apotheose des Romulus nach Augustus' Tod im Jahre 14 n. Chr. getreu nachgestellt wurden, um auch Augustus zum divus consecrieren zu können und die Nachfolge des Tiberius zu erleichtern – eine propagandistische Verwertung des Leichenbegängnisses, dessen politischer Nutzen natürlich auch den aufgeklärten Zeitgenossen nicht ver-

borgen blieb, trotzdem aber zum rituellen Grundstock aller folgenden Kaiserconsecrationen bis auf Diocletian werden sollte.

2.4 Die zeremonielle Abfolge des republikanischen Leichenbegängnisses blieb auch bei den Bestattungen der Kaiser weitgehend erhalten und verband die republikanische Tradition des in der *laudatio funebris* kulminierenden *funus* mit Elementen des Triumphzugs (Schilderung etwa bei Cass. Dio 56,34-42); eine symbolgeschichtlich überaus spannende Kombination zweier eigentlich distinkter Zeremonien: feierlicher Leichenzug auf das Forum unter Einbeziehung von Schauspielern, welche Wachmasken der Vorfahren trugen und die Leiche geleiteten; Aufbahrung einer dem Kaiserleichnam nachgebildeten Wachpuppe auf einem prächtigen Katafalk, in dessen Inneren der echte Leichnam verborgen war; feierliche Ansprache des Nachfolgers; Überführung des Katafalks auf das Marsfeld und Platzierung auf einem Scheiterhaufen; Anstecken des Scheiterhaufens und Freilassung eines versteckten Adlers, der die zu den Göttern schwebende Seele des Herrschers verkörpern sollte. Hierauf folgte dann die Feststellung, dass der vermeintliche, wächserne Leichnam gänzlich verschwunden war; die Beisetzung der Asche im Mausoleum der jeweiligen Dynastie; und schließlich die Sichtung des zum Himmel aufgefahrenen Kaisers durch einen „verlässlichen“ Zeugen. Die Zeremonie entfiel natürlich, wenn nach dem Tod des Kaisers der Senat nicht etwa die Vergöttlichung des Herrschers und das oben beschriebene, prunkvolle Zeremoniell beschlossen hatte, sondern vielmehr die *damnatio memoriae* verfügte, welche nicht nur die Misshandlung des kaiserlichen Leichnams tolerierte, sondern auch die Aufhebung der kaiserlichen Gesetze und die Vernichtung jeglicher Zeugnisse der Existenz des Kaisers (Statuen, Inschriften etc.) bewirkte, wobei Fälle überliefert sind, in denen solchermaßen verurteilte Kaiser von späteren Nachfolgern wieder rehabilitiert wurden. Interessant wäre in diesem Rahmen auch eine Untersuchung über den Umgang mit dem Leichnam von Kaisern, welche während Kriegen oder Reisen außerhalb der Hauptstadt starben und deren Körper entweder in den Provinzen begraben wurden, wie etwa Iulian, oder erst konserviert und nach Rom transportiert werden mussten.

2.5 Wenn auch Constantin noch durch den Senat consecriert wurde, brachen doch die christlichen Kaiser mit der rituellen Divinisierung des Herrschers, wobei zwar der Begriff *divus* beibehalten wurde, aber nur den verstorbenen im Gegensatz zum lebenden Kaiser meinte. Gleichzeitig kehrte man wohl unter dem Einfluss orientalischer Vorstellungen allmählich wieder zur Körperbestattung zurück, welche im Osten des Reichs bereits seit der mittleren Kaiserzeit die populärere Form der Bestattung war und vom Christentum als einzig erlaubte angesehen wurde. Die christlichen Kaiser konservierten aber im wesentlichen die formalen Grundzüge des heidnischen *funus*, wenn auch unter Herausarbeitung genuin christlicher Formen der Selbsthervorhebung, etwa durch Christianisierung der *laudatio funebris*, durch Errichtung eigens zur Aufbewahrung des kaiserlichen Leichnams vorgesehener Sakralbauten und durch Annäherung des Kaisers an den Typus des Heiligen oder des Apostels. Dies kann anschaulich am Beispiel Constantins des Großen gezeigt werden, der in der orthodoxen Kirche zum Heiligen erhoben wurde und dessen Sarkophag von seinem Sohn in der Apostelkirche Constan-

tinopels zwischen den zwölf Grabmälern der Apostel als dreizehntes Monument aufgestellt wurde. Gleichzeitig lebte aber die Darstellung von Consecrationsszenen in der für die letzten heidnischen Aristokraten geschaffenen Kunstindustrie wieder auf, wie die berühmte Darstellung des Symmachus-Diptychons beweist, welches detailliert eine kaiserliche Apotheose wiedergibt.

2.6 Während also das kulturgeschichtliche Interesse des Themas unmittelbar einleuchtet und vom AKWG ja auch explizit in seine Tätigkeitsdefinition aufgenommen wurde, ist auch der strikt wissenschaftsgeschichtliche Gehalt des vorgeschlagenen Untersuchungsgebiets durchaus präsent, verweist die Frage nach der Form der Bestattung des Kaisers doch auf das komplexe Thema der religiösen, sakralrechtlichen, medizinischen und hygienischen Interpretation des Leichnams in der römischen Antike. So war zum einen das Forum lange Zeit Begräbnisstätte der einzelnen Hügelmunicipien Roms, bevor diese sich zusammenschlossen und die Forumssenkung trockenlegten und zum Marktplatz ausbauten. Bereits der Akt der Stadtwerdung war also untrennbar verbunden mit dem Umgang mit dem toten Körper; Schaffung eines politischen Gemeinraums und staatliche Regulierung des Bestattungswesens gehörten eng zusammen, ja bedingten einander. Es erstaunt daher nicht, dass bereits das älteste römische Gesetzbuch, die XII-Tafeln, das Beerdigungswesen streng definierte und neben dem Einschränkung von Totenklage und Bestattungsaufwand auch verbot, Tote innerhalb des pomerium, der heiligen Stadtgrenze, beizusetzen (10,1: *Hominem mortuum in urbe ne sepelito neve urito*). Dass staatliche und religiöse Gesetzgebung dabei nicht immer übereinstimmten, zeigt uns etwa die Notiz, dass auch in Rom gültige etruskische Sakralrecht habe verlangt, Blitztote immer am Ort ihres Todes zu begraben (Quintil. decl. 274) – ein im Falle des Blitzeinschlags in der Stadt Rom übrigens nur scheinbar unaufhebbarer Widerspruch zum XII-Tafelrecht, konnte doch ein vom Blitz Getroffener gleichzeitig als so sehr von den Göttern ausgezeichnet gelten, dass eine Bestattung auch innerhalb der Stadtgrenzen sich religiös rechtfertigen ließ (Fest. p. 290 Lindsay). Dies bildete dann später die argumentatorische Basis für die Bestattung von Kaisern wie Traian innerhalb der Stadtgrenzen, galten doch die normalen Regeln für Sterbliche nicht für den als *divus* betrachteten Kaiser, der demgemäß auch in der Stadt selbst bestattet werden konnte.

3. Eingrenzung, Vorarbeiten und Synergien

Das vorgeschlagene Untersuchungsfeld sollte thematisch zunächst v. a. auf die spätrepublikanisch-frühkaiserzeitliche Epoche eingeschränkt werden, die wissenschaftliche Bearbeitung dabei aber die untersuchten Aspekte gerade durch den Rückgriff auf archaische Traditionen und die vorsichtige Umformung republikanischer Institutionen zu verstehen suchen und auch unter der Perspektive spätantiker und christlicher Rezeption analysieren. Der Projektbeiträger kann als Vorarbeit zum Thema auf eine längere, 2007 in der Zeitschrift „Gymnasium“ erschienene Abhandlung zu den Wurzeln römischer Herrschervergöttlichung verweisen und wird am 20. Februar 2009 im Rahmen der Ringvorlesung „Questions d’histoire culturelle comparée de l’Europe. Cycle : Rites,

fêtes cérémonies“ an der Université Libre de Bruxelles einen Vortrag mit dem Titel „Rites funéraires et manipulations politiques dans la Rome antique“ halten.

Eine Zusammenarbeit mit einer Forschungsgruppe, welche ein griechisches Thema wie etwa den homerischen Totenkult oder die hellenistischen Bestattungsriten betrachtet und hierbei z. B. den abenteuerlichen Umgang mit der Leiche Alexanders des Großen berücksichtigt, wäre dabei ebenso denkbar und wünschenswert wie ein Vergleich der erzielten Ergebnisse mit mittelalterlichen (Reliquienkult), frühneuzeitlichen (Totenkult der französischen Könige oder der Habsburger) und neuzeitlichen Aspekten (Napoleon und *Le retour des cendres*, Lenins Mausoleum, Francos Valle de los Caidos, Mussolinis Begräbnisstätte in SS. Pietro e Paolo, E.U.R.). Die durch das Thema eröffneten Perspektiven scheinen ebenfalls breit genug, eine Reihe von interdisziplinären Seminaren zu organisieren, die Vergabe von Dissertationsthemen zu ermöglichen oder eine Tagung auszurichten.

Weiterführende Literatur

1. Alföldi, A., Die zwei Lorbeerbäume des Augustus, Bonn 1973.
2. Andronikos, M., Totenkult, Göttingen 1968.
3. Arce, J., *Funus Imperatorum. Los funerales de los emperadores romanos*, Madrid 1988.
4. Biermann, M., Die Leichenreden des Ambrosius von Mailand, Stuttgart 1995.
5. Chantraine, H., Doppelbestattungen römischer Kaiser, *Historia* 29 (1980), S. 71-85.
6. Eisner, M., Zur Typologie der Grabbauten im Suburbium Roms, Rom 1986.
7. Engels, D., *Postea dictus est inter deos receptos: Wetterzauber und Königsmord. Zu den Hintergründen der Vergöttlichung frühromischer Könige*, *Gymnasium* 114 (2007), S. 103-130.
8. Fishwick, D. F., *The Imperial Cult in the Latin West. Studies in the Ruler Cult of the Western Provinces of the Roman Empire*, mehrere Bände, Leiden 1987 ff.
9. Floewer, H. I., *Ancestor Masks and Aristocratic Power in Roman Culture*, Oxford 1996.
10. Gabelmann, H., *Römische Grabbauten der frühen Kaiserzeit*, Stuttgart 1979.
11. Habicht, C., *Gottmenschentum und griechische Städte*, München 1972.
12. Hesberg, H. von, *Römische Grabbauten*, Darmstadt 1992.
13. Hinard, F. (Hrsg.), *La mort au quotidien dans le monde romain*, Paris 1995.
14. Hopkins, K., *Death and Renewal*, Cambridge 1983, bes. S. 201-256.
15. Kierdorf, W., *Laudatio funebris. Interpretationen und Untersuchungen zur Entwicklung der römischen Leichenrede*, Meisenheim 1980.
16. Morris, I., *Death-Ritual and Social Structure in Classical Antiquity*, Cambridge 1992.
17. Prayon, F., *Frühetruskische Grab- und Hausarchitektur*, Heidelberg 1975.
18. Price, S. R. F., *Rituals and Power, The Roman Imperial Cult in Asia Minor*, Cambridge 1984.

19. Price, S. R. F., From Nobel Funerals to Divine Cult, The Consecration of Roman Emperors, in: Cannadine, D. N./Price, S. R. F. (Hrsg.), *Rituals of Royalty, Power and Ceremonial in Traditional Societies*, Cambridge 1987, S. 56-105.
20. Reece, K. (Hrsg.), *Burial in the Roman World*, London 1977.
21. Reeder, J. C., Typology and Ideology in the Mausoleum of Augustus. Tumulus and Tholos, *Classical Antiquity* 11 (1992), p. 265-307.
22. Reverdin, O. (Hrsg.), *Le culte des souverains dans l'Empire romain*, Genf 1973.
23. Richard, J.-Cl., Mausoleum. D'Halikarnasse à Rome, puis à Alexandrie, *Laromus* 29 (1970), p. 370-388.
24. Rush, A. C., *Death and Burial in Christian Antiquity*, Washington 1941.
25. Scheid, J., Contraria facere: Renversements et déplacements dans les rites funéraires, *AION* 6 (1984), p. 117-139.
26. Schruppf, S., *Bestattung und Bestattungswesen im Römischen Reich*, Göttingen 2006.
27. Taeger, F., *Charisma. Studien zur Geschichte des antiken Herrscherkultes*, 2 Bde, Stuttgart 1957/60.
28. Toynbee, J. M. C., *Death and Burial in the Roman World*, London 1971.
29. Waurick, G., Untersuchung zur Lage der römischen Kaisergräber in der Zeit von Augustus bis Constantin, *Jahrbuch des Röm.-Germ. Zentralmuseums* 20 (1973), S. 107-146.
30. Weinstock, S., *Divus Julius*, Oxford 1971.
31. Wesch-Klein, G., *Funus Publicum. Eine Studie zur öffentlichen Beisetzung und Gewährung von Ehrengräbern in Rom und den Westprovinzen*, Stuttgart 1993.

II. Der tote Körper als materielle Ressource

Karl der Große: Aachens dienstbare Leiche

Werner Tschacher

Am 28. Januar 814 starb in der Pfalz Aachen Karl der Große, römischer Kaiser und König des fränkischen Großreiches – der vorbildliche Tod eines Idealherrschers, wie ihn sein Biograph Einhart dargestellt hat. Karls Leichnam wurde noch am Sterbetag in der von ihm selbst erbauten Aachener Marienkirche, in geweihter Erde also, begraben. Über dem Grab errichtete man ein bogenförmiges Monument mit einer glorifizierenden Inschrift. Karls toter Körper entfaltete in den zurückliegenden zwölfhundert Jahren ein bemerkenswertes Nachleben. Seine Überreste wurden zur dienstbaren Leiche, die eine Ressource ersten Ranges für Aachen, das Alte Reich, die deutsche Nation und Europa darstellte. Max Kerner, Olaf Rader, Matthias Pape und andere haben die Entwicklung des kirchlichen, literarischen und politischen Karlsmythos ausführlich beschrieben, meine Habilitationsschrift beschäftigt sich mit der kulturellen Konstruktion von Königsherrschaft in Aachen, so dass im Folgenden auf einem bereits gut bestellten Feld Fokussierungen im Sinne des Tagungsthemas vorgenommen werden können.

Ich werde nun zunächst 1. meine Projektidee und danach 2. aus der Theorie heraus meine zentralen Thesen formulieren. Es folgen 3. Überlegungen zur stärker physischen Indienstnahme des Leichnams Karls des Großen im Mittelalter, danach 4. der Blick auf den distanzierteren, symbolisch vermittelten Umgang mit diesem Leichnam im 19. und 20. Jahrhundert.

1. Vom heutigen Forschungsstand kann eine Projektidee abgeleitet werden, bei der nach der Rolle historischen Expertentums und moderner Wissenschaft bei der Legitimation der Indienstnahme des Leichnams Karls des Großen gefragt wird. Als Untersuchungszeitraum bieten sich die Jahre von 1918 bis heute wegen der mehrfachen politischen Systemwechsel an. Dazu müssten die wissenschaftlichen Arbeiten selbst als Quellen behandelt, im Sinne einer kritischen Ideologieggeschichte analysiert werden.¹ Um dies leisten zu können, müssen in der Projektphase weitere Archivalien und gedruckte Quellen erschlossen werden: so zu den pathologischen Befunden, bau- und kunsthistorischen Positionen zur Lage des Karlsgrabes sowie politischen Konzepten und Zukunftsplanungen im Zusammenhang mit dem Aachener Dom und dem Umgang mit den Karlsreliquiaren im Domschatz. Der Autor dieses Beitrages verfügt neben bereits veröffentlichten Studien aufgrund umfangreicher Quellenrecherchen aus seinem Habitationsprojekt über einen größeren, nicht ausgewerteten Materialfundus zu diesem Forschungsthema. Zur historischen Kontextualisierung kann nach der Rolle von Wissenschaft bei der Indienstnahme königlicher Leichname in vergleichender nationaler, transnationaler oder gar transkultureller Perspektive gefragt werden.

¹ Vgl. Hobsbawm/Ranger (1983): Erfindung von Traditionen; Fröhlich/Heinrich (2004); Winkler (2004); Wolfrum (1999); Wolfrum (2001); Heinrich/Kohlstruck (2008): Geschichtspolitik; Rehbein (2006); Tschacher (2008): Feld- und Kapitaltheorie Bourdieus.

2. Die Aneignung des Leichnams einer herausragenden Persönlichkeit, wie die eines Königs, ermöglicht die Sinnfindung, Identitätsbildung und Herrschaftslegitimation Einzelner ebenso wie die ganzer sozialer Gruppen. Um mit dem französischen Soziologen Pierre Bourdieu zu sprechen, verwandelt sich im vorliegenden Fall das biologisch-kulturelle Kapital ‚Karl‘ in religiöses, politisches, kulturelles und – für die Aachener Besitzer zumindest – auch ökonomisches Kapital. Die Geschichte der Überreste Karls des Großen, dieses zentralen Materialbestandes im Karlsmythos, lässt sich als Kampf sozialer Akteure um das von Bourdieu so genannte symbolische Kapital beschreiben, welches aus der Umwandlung der genannten Kapitalsorten resultiert und in Kenntnis und Anerkennung seiner spezifischen, wertbestimmten Logik zu sozialer Hervorhebung führt. Der Besitz oder die Aneignung des bedeutungsgeladenen Leichnams kann symbolisches Kapital in Form von Autorität, Berühmtheit, Ehre, Prestige, Heiligkeit, Charisma, Tradition, Treue oder Würde erbringen, die effiziente Akkumulation und Nutzung desselben kulturelle Deutungshoheit, Legitimation und Verstetigung von Machtansprüchen: mit anderen Worten Herrschaft. Diese Form der Dienstbarmachung des toten Körpers geht mit fortlaufenden Zuschreibungen von Sinn innerhalb sozialer Praxis einher: Trauer- und Begräbnisriten, Totengedenken, Schaffung visueller und sprachlicher Kommunikationswelten rund um Grab und Leichnam: fortwährendes *story-telling*, Stiftung kollektiver Erinnerung und Erfindung von Tradition. Für die Dienstbarkeit des Leichnams bildet über alle Epochengrenzen hinweg die materielle Aneignung eine wichtige Voraussetzung. Entscheidend aber bleibt deren Deutung, die Verbindung des toten Körpers mit den wechselnden Bedürfnissen des politisch-gesellschaftlichen Rahmens der Gegenwart. Der soziale Sinn des Leichnams entsteht im komplexen Wechselspiel zwischen sich durchsetzenden und akzeptierenden Sinnproduzenten, deren Durchsetzungsfähigkeit und Akzeptanzbereitschaft nicht an den materiellen Nachweis, sondern an den kulturell erzeugten Glauben an die Sinnhaftigkeit eines Konstrukts gebunden sind.

3. Im Folgenden möchte ich diese aus der Theorie abgeleiteten Thesen am historischen Befund näher erläutern: Otto III. reiste bekanntlich im Jahre 1000 nach Aachen, stieg, so die Chronisten, heimlich, vielleicht bei Nacht und in Anwesenheit weniger Begleiter, in Karls wundersam wieder aufgefundene Gruft in der Marienkirche. Dort fand er den angeblich kaum verwesten, mit vollem Ornat bekleideten Körper. Dem Toten habe der König persönlich die Nägel geschnitten, die verweste Nasenspitze durch eine goldene ersetzen lassen und einen Zahn gezogen sowie ein goldenes Halskreuz und mehrere unversehrte Gewandteile genommen. Hierbei behandelte Otto diese Objekte wie Berührungsreliquien. Der junge Kaiser versuchte offenbar, mit der physischen Aneignung ausgewählter Körperteile des Toten in die Herrschaftsnachfolge des verehrten Reichsgründers und Apostelkaisers zu treten, dessen Kraft, Vitalität und Charisma in magischeremonieller Übertragung auf die eigene Person überfließen zu lassen und das königliche Amt wie das Reich unter den Schutz des großen Vorgängers zu stellen. In ottonischer Zeit war man, zum Beispiel vermittelt der überlieferten Berichte Lukans und Suetons über die Öffnungen des Alexandersgrabes durch Caesar, Augustus und Caligula, mit den antiken Vorstellungen von Herrschaftstranslation vertraut. Bereits die

antike Überlieferung schloss aber eine mit dem Akt der Graböffnung verbundene Kritik an den antiken Weltenherrschern ein, so wie nun auch die Graböffnung Ottos III. auf unüberhörbaren Widerstand einzelner Zeitgenossen stieß, zumal das frevelhafte Erbrechen und Ausrauben des Grabes unter Strafe stand. Der König betrachtete sich selbstverständlich nicht als Grabfrevler, im Gegenteil sollte das Aachener Ereignis vielleicht sogar eine Heiligsprechung Karls des Großen vorbereiten, welche aber wohl wegen des frühen Todes Ottos III. nicht mehr zustande kam.

Erst Friedrich Barbarossa realisierte bekanntlich die Heiligsprechung Karls des Großen am 29. Dezember 1165, indem er dessen einmal mehr wundersam gefundenes Grab in Aachen erneut öffnen ließ. Die Translation der Karlsgebeine erfolgte öffentlich, im Rahmen einer Messe und im Beisein der Großen des Reiches. In der Auffassung, wie einst Karl ein Priesterkönig nach dem Vorbild Davids zu sein, nahm Barbarossa die Umbettung der Gebeine in ein goldenes Behältnis eigenhändig vor. Wiederum erscheint die ehrfurchtsvolle Berührung des Leichnams als magischer Ritus, mit welchem die charismatische Kraft des Toten auf den Lebenden übertragen werden sollte. Barbarossa inszenierte seine Karlsnachfolge als perfektes politisches Spektakel. Der geheiligte Leichnam Karls wurde mit der öffentlichen Erhebung rituell zur Schau gestellt und ging durch die Einschließung in den Schrein in den Zustand der Realpräsenz über. Die Schreinlegung der Gebeine bedeutete eben keine erneute Wegschließung des toten Körpers, sondern ermöglichte den Lebenden die *praesentia Karoli*.

Mit der Heiligsprechung von 1165 wurde auch der Aufstieg Aachens zur Krönungsstadt des Reiches zementiert. Der unbezweifelte rechte Ort der Krönungen blieb bis 1531 die Aachener Marienkirche mit dem Thron, Grab und Schrein Karls des Großen. Die Totenmemoria Karls des Großen in Gestalt von regelmäßigen Seelenmessen an seinem Sterbetag oblag seit je dem Aachener Marienstift, dem von Karl und den ihm folgenden Königen ein spezieller, mit besonderen rechtlichen Privilegierungen und Schenkungen verbundener Status verliehen wurde. Als Hausherr und Gralshüter der Gebeine Karls wirkte der Aachener Stiftsklerus am Krönungszeremoniell mit und erwarb dank seines einzigartigen religiösen Kapitals bedeutendes symbolisches Kapital – Ehre und Ansehen im Reich. Das Aachener Stift war in der Lage, sich als treuer Diener des Königtums zu präsentieren, d. h. dessen Bedürfnis nach symbolischem Kapital (Charisma, traditionale Legitimierung) zu stillen. Die Krönungen waren gewissermaßen Tauschbörsen der von Bourdieu bezeichneten Kapitalsorten.²

Die Gebeine Karls des Großen, nunmehr heilige Reliquien und religiöses Spitzenkapital im Aachener Kirchenschatz, wurden im 14. und 15. Jahrhundert auf verschiedene Reliquiare verteilt. Die Hauptmenge der Gebeine kam alsbald aus dem provisorischen hölzernen Kasten, den Barbarossa in der Mitte der Kirche hatte aufstellen lassen, in den nach 1182 gefertigten prachtvollen Karlsschrein. Ein Armknochen war bereits in das um 1165 entstandene staufische Armreliquiar gelangt. Die Hirnschale kam in die nach 1350 geschaffene Karlsbüste, ein Schienbein- oder Armknochen wurde in das gotische Karlsreliquiar von ca. 1370/80 eingepasst, ein linker Oberarmknochen

² Tschacher (2008).

sowie die rechte Elle und Speiche Karls in das 1481 von Ludwig XI. gestiftete große Armreliquiar.

Der heilige Leichnam wurde damit auf die von den Königen zu ihrem eigenen Seelenheil und Prestigegewinn gestifteten Reliquiare verteilt. Die Karlsbüste gehörte zum performativen liturgischen Inventar der Aachener Krönungen. Beim Einzug in die Stadt zeigte sie der Stiftsklerus dem zu krönenden Herrscher zur Mahnung an das große Herrschervorbild. Ebenso führte man sie bei den wichtigsten städtischen Festen mit: bei den Karlsfesten zu Ehren des Heiligen ebenso wie an Fronleichnam. Im Kircheninneren und in der Schatzkammer präsentierten die Stiftsherren die Karlsreliquiare als prestigeträchtige Attraktionen durchreisenden adligen Besuchern. Auch der steinerne Sarg Karls des Großen besaß Reliquiencharakter: Die erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgetragene Karlsmemorie, ein am rechten Eingang des Chores stehendes Bogendenkmal, dessen Zentrum der Proserpina-Sarkophag und eine Statue Karls des Großen bildeten, diente den Aachenpilgern als Berührungsreliquie. Dem Stiftskapitel brachte dieses von Vielen irrtümlich als Grabmonument aufgefasste Bauwerk einen regelmäßigen Obolus ein.

Die städtische Entwicklung Aachens wurde durch die anerkannte Rolle als unangefochtene Krönungsstadt des Reiches günstig beeinflusst. Nicht zufällig korreliert das Barbarossaprivileg – die Bestätigung der Einkünfte und Rechte des Aachener Stiftes sowie die Benennung Aachens mit den Ehrentiteln ‚heilige Stadt‘, ‚Haupt der Städte‘ und ‚Haupt und Sitz des Deutschen Reiches‘ – zeitlich mit der Heiligsprechung Karls des Großen. Die Karlsreliquien wurden eifrig gehütet und als religiöses, politisches und symbolisches Kapital genutzt. Anlässlich der Krönung Karls IV. 1349 schenkte das Stiftskapitel dem vom neuen König gegründeten Prager Augustiner-Chorherrenstift, dem Karlshof, Reliquienpartikel vom Leichnam Karls. Konkurrierenden Reichsstädten wie Regensburg (1395) verweigerte es dagegen die Überlassung solcher Partikel. In Konflikt mit dem Marienstift stieg die Aachener Stadtgemeinde zum eigenständigen politischen Akteur auf. Auch sie führte nun ihre Identität als Wir-Gruppe auf Karl den Großen zurück. Spätestens 1425 erlangte der städtische Rat ein Mitbewahrungsrecht an den Heiligtümern des Marienstiftes, einschließlich der Karlsreliquiare. Der Streit um dieses so genannte Konkustodienrecht spiegelt bis zum Ende des Alten Reiches den Kampf zwischen Stift und Rat um die städtische Vorherrschaft wider.

4. Nun einige Ausführungen zum veränderten Umgang mit den Karlsgebeinen in der Moderne, die Aachen eine neue Funktion als historisch-ideelles Subzentrum des napoleonischen Kaiserreiches, der deutschen Nation und Europas brachte, während die Strahlkraft des katholischen Heiligen auf den lokalen Bereich beschränkt wurde.

Karl der Große war für das neue charismatische Kaisertum Napoleons eine höchst geeignete Legitimationsfigur, lieferte er doch eine von den Bourbonen unbefleckte Tradition. Mit Eric Hobsbawm lässt sich diese Indienstnahme als *invention of tradition* bezeichnen. Der Aachenbesuch Napoleons und seiner Gemahlin im Sommer 1804 diente der symbolpolitischen Aneignung des wiederentdeckten Charlemagne. Der Aachener Bischof Berdolet machte dabei der Kaiserin Josephine einige im Domschatz befindliche Objekte zum Geschenk: darunter das wohl mittlerweile leere staufische

Armreliquiar (heute im Louvre), der berühmte, der Überlieferung nach aus dem Karlsgrab stammende Talisman Karls, Textilfragmente von den vier Aachener Heiligtümern und ein Knöchelchen vom rechten Arm Karls des Großen, die Mitte des 19. Jahrhunderts zusammen in das Talismanreliquiar eingearbeitet wurden (heute im Reimser Kathedralschatz). Die Tatsache, dass Josephine – nicht Napoleon! – diese Objekte unter dezidierter Vermeidung von Öffentlichkeit in Besitz nahm und weniger als Unterpfänder des kaiserlichen Karlskults, denn als Reisesouvenirs behandelte, zeigt, dass die physische Aneignung des Leichnams für die Karlsnachfolge Napoleons keine Rolle spielte. Das Zeitalter der Aufklärung hatte dem alten Herrscherkult den Garaus gemacht, die Berührung von Königsleichen zu magischen bzw. politisch-religiösen Zwecken widersprach der Vernunft und dem Sittengesetz. An die Stelle der alten traten säkulare Formen der Aneignung: neue Festtage, Kaiserbüsten, Transparente, Propagandareden, panegyrische Dichtungen, mediale Inszenierungen räumlicher Präsenz. Letztere war es, die Napoleon von Aachen forderte und erhielt. Nachdem die Suche der Franzosen nach dem Grab Karls des Großen im Aachener Dom vergeblich gewesen war, genügte zur Konstruktion eines neo-imperialen Erinnerungsortes eine nachgestanzte Grabplatte Ottos III. mit der Aufschrift *Carolo Magno*, die Berdolet 1803 herstellen und im Boden der Kirche verankern ließ, dort, wo man das Grab Karls des Großen vermutete.

Nachdem das Rheinland 1815 unter preußische Herrschaft gelangt war, gestaltete sich das Verhältnis zwischen protestantischer Monarchie und katholischer Bevölkerung ausgesprochen schwierig. Die Wiederentdeckung des Karlsmythos und die Förderung der Restauration von Dom und Rathaus sollte die regionale Legitimation der fremden Herrscher ermöglichen. Die kultische Realpräsenz der Leiche blieb Sache der katholischen Bevölkerung, während die Hohenzollernherrscher räumliche und symbolische Distanz wahrten. Als man 1843 unter den Auspizien Friedrich Wilhelms IV. mit der Münsterrestauration begann, dabei auch den Karlsschrein öffnete und dessen Inhalt erstmals wissenschaftlich untersuchte, wurde der König durch einen ministeriellen Bericht über die Ergebnisse unterrichtet. Nach Aachen eilte er nicht. Unter Wilhelm I. wurde, wie schon unter seinem Vorgänger, im Innern des Münsters nach dem Karlsgrab gesucht. Nachdem man es nicht finden konnte, wurde 1859 der Neubau einer neuen, künstlich beleuchteten Krypta im Aachener Dom und die bauliche Neuinszenierung des ganzen restaurierten Ensembles im Sinne des Hohenzollernkultes vorgeschlagen. Ziel dieses am Widerstand des katholischen Stiftsklerus gescheiterten Projektes war die Errichtung einer nationalen Pilgerstätte. Offenbar genügte jetzt für die politische Aneignung eine Kopie des Grabes.

Neben der wissenschaftlichen Untersuchung des Leichnams Karls des Großen und der baulichen Neuinszenierung seiner Grabkirche trat im Zeitalter des Historismus die künstlerische Reproduktion der königlichen Leiche: Der Historienmaler Alfred Rethel stellte Mitte des 19. Jahrhunderts im Rahmen seines Freskenzyklus für den großen Saal des restaurierten Aachener Rathauses den Besuch Ottos III. in der Gruft Karls des Großen dar und versuchte, dem katholischen Bürgertum Aachens eine geeignete nationale Identifikationsfigur zu liefern.

Bei den sorgsam inszenierten Besuchen der Staatsoberhäupter in Aachen im 20. Jahrhundert ging es, ähnlich wie in der Vormoderne, den sozialen Akteuren um den

Erwerb symbolischen Kapitals und dessen Nutzung im politischen Feld: charismatische und traditionale Herrschaftslegitimation im lokalen Raum und darüber hinaus hier, städtisches Prestige und prominente Einbindung in den Nationalstaat dort. Wilhelm II. suchte bei seinen drei Aufenthalten in Aachen 1902, 1911 und 1918 den Karlsthron und den Karlsschrein im Aachener Münster auf. Die Inszenierung räumlicher Nähe zum verehrten Kaiser steigerte sein Ansehen bei den Katholiken vor Ort und band sie tatsächlich bis zum November 1918 in anhaltender Treue an das nationale Kaisertum. Die Aachener vermochten auch in der Folgezeit, aus dem wechselnden Bedürfnis nach symbolischem Kapital zur Legitimation von Personen und politischen Ordnungsentwürfen den Prestigeerhalt ihrer ökonomisch niedergehenden Stadt abzuleiten. Die Karlspreisträger besuchen seit 1950 vor ihrer Ehrung eine Messe im Dom, besichtigen Karlsthron, Karlsschrein und die Schatzkammer mit den Karlsreliquien. Die Aneignung der dienstbaren Leiche wird massenmedial potenziert und weiterhin zum Erwerb symbolischen Kapitals genutzt. Es handelt sich um ein sorgsam inszeniertes Spiel zwischen Annäherung und Wahrung von Distanz. Die festliche Verleihung des Karlspreises im Kaisersaal des Aachener Rathauses findet quasi im Beisein der dienstbaren Leiche Karls des Großen statt, wenn auch nur in Form ihrer Abbildung auf dem erwähnten Fresko Alfred Rethels und einer modernen Adaption der Karlsbüste als Werbeemblem für den Preis. Tatsächlich reicht die inszenierte Bemächtigung und Vermarktung des zum umrisshaften Zeichen reduzierten Leichnams zur Gewinnung symbolischen Kapitals vollkommen aus. Die Deutung der inszenierten räumlichen Nähe der gekrönten Häupter und Politiker zum Leichnam ihres mythischen Vorbildes ist in der Moderne historischen Experten überlassen, die als ‚Priester der Clio‘ die passenden Geschichtsbilder zur gewünschten politischen Ordnung liefern. Im schlimmsten Fall diene die wissenschaftliche Karlsforschung nicht der Dekonstruktion des Mythos, sondern trug selbst zur politischen Mythenbildung bei. Die Aufrechterhaltung des letzten Geheimnisses, des einzig verbliebenen Restrisikos der politischen Heiligkeit Karls des Großen, ermöglicht heute ironischerweise eine vom Domkapitel gehütete, 1988 vorgenommene pathologische Untersuchung der erhaltenen 94 Knochenreste im Karlsschrein, wonach diese von einem Mann stammen sollen, der um 800 gelebt habe.

Literatur

1. Fröhlich/Heinrich (2004): C. Fröhlich, H.-A. Heinrich (Hrsg.), *Geschichtspolitik. Wer sind ihre Akteure, wer ihre Rezipienten?*, Stuttgart 2004.
2. Heinrich/Kohlstruck (2008): H.-A. Heinrich, M. Kohlstruck (Hrsg.), *Geschichtspolitik und sozialwissenschaftliche Theorie*, Stuttgart 2008.
3. Hobsbawm/Ranger (1983): E. Hobsbawm, T. Ranger, *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983 (ND 1994).
4. Rehbein (2006): B. Rehbein, *Die Soziologie Pierre Bourdieus*, Konstanz 2006.
5. Tschacher (2008): W. Tschacher, *Königtum als lokale Praxis. Aachen als Feld der kulturellen Realisierung von Herrschaft. Eine Verfassungsgeschichte (um 750- 1918)*, Habilitationsschrift RWTH Aachen, Ms. Januar 2008, Publikation voraussichtlich 2009.

6. Winkler (2004): H. A. Winkler (Hrsg.), Griff nach der Deutungsmacht. Zur Geschichte der Geschichtspolitik in Deutschland, Göttingen 2004.
7. Wolfrum (2001): E. Wolfrum, Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung, Göttingen 2001.
8. Wolfrum (1999): E. Wolfrum, Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt 1999.

Weiterführende Literatur

1. Hobsbawm, E., Das Erfinden von Traditionen, in: Ch. Conrad, M. Kessel (Hrsg.), Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Geschichte, Stuttgart 1998, S. 97-120.
2. Kerner, M., Karl der Grosse. Entschleierung eines Mythos, Köln (u. a.) 2000.
3. Ders., Die politische Instrumentalisierung Karls des Großen im 19. und 20. Jahrhundert, Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 104/105 (2002/2003), S. 231-276.
4. Ders. (Hrsg.), Der Aachener Dom als Ort geschichtlicher Erinnerung. Werkbuch der Studierenden des Historischen Instituts der RWTH Aachen, Köln 2004 (bes. G. Heuschkel, Überlegungen zum Grab Karls des Großen, S. 85-105).
5. Kramp, M. (Hrsg.), Krönungen. Könige in Aachen – Geschichte und Mythos. Katalog der Ausstellung in zwei Bänden, Bd. 1-2, Mainz 2000.
6. Pape, M., Der Karlskult an den Wendepunkten der neueren deutschen Geschichte, Historisches Jahrbuch 120 (2000), S. 138-181.
7. Ders., Karlsbild und Karlskult in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland, in: M. Kerner im Auftrag des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. (Hrsg.), Eine Welt – eine Geschichte? 43. Deutscher Historikertag in Aachen, 26. bis 29. September 2000. Berichtsband, München 2001, S. 142.
8. Ders., Karl der Große – Franke? Deutscher? oder Europäer? Karlsbild und Karlskult in der Gründungsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, in: H. Duchhardt (Hrsg.), Jahrbuch für europäische Geschichte 4 (2003), S. 243-254.
9. Rader, O. B., Grab und Herrschaft. Politischer Totenkult von Alexander dem Großen bis Lenin, München 2003, S. 167-191.
10. Tschacher, W., Tölke, D., Denkmäler der Geschichte. Die Nachbildungen der Reichskleinodien im Krönungsfestsaal des Aachener Rathauses, Aachen 2002.
11. Ders., „All this trouble for those damned old bones!“ – Aachener Mythen um Karl den Großen zwischen Dekonstruktion, Transformation und Persistenz, in: L. Kéry (Hrsg.), Eloquentia copiosus. Festschrift für Max Kerner zum 65. Geburtstag, Aachen 2006, S. 81-99.

Gestohlene Zähne, Wunderknochen und heiliges Öl. Heiligenreliquien als medizinische und ökonomische Ressource in Mittelalter und Gegenwart

Christine Knust

Heiligenreliquien nehmen im Christentum eine wichtige Funktion ein, denn in der christlichen Religion „wird Heiligkeit vorrangig und wesentlich personal verstanden: nur Gott ist heilig, und von ihm her können Menschen geheiligt werden, also Heilige sein“.¹ Unter Reliquien werden zum einen die Leichname bzw. Körperteile verehrter Verstorbener (*corpora sanctorum*) verstanden; dies beinhaltet nicht nur Knochen oder Gliedmaßen, sondern auch Haut, Haare, Körperfett, Nabelschnüre, Organe, Zähne, Fingernägel, Muttermilch, Vorhäute, Tränen, Blut und Asche. Zum anderen kann auch Materie, die mit einer heiligen Person zu Lebzeiten oder post mortem in Kontakt geriet, als Reliquie verehrt werden – so z. B. Kleidung, Windeln, Waffen, Gebrauchsgegenstände, Speisereste oder Marterwerkzeuge. Die Leichname und Körperteile werden als Reliquien erster Klasse oder Primärreliquien, die verehrten Gegenstände als Sekundärreliquien bezeichnet.²

Nachweisbar ist die Idolfunktion von Märtyrern schon seit dem Urchristentum: „Der Ursprung des christlichen Heiligenkultes liegt in der Achtung und Verehrung der Märtyrer, die in den verschiedenen von der Christenverfolgung heimgesuchten Gemeinden der Urkirche ihren Glauben mit dem Opfer ihres Lebens bezahlen mussten.“³ Im Gedächtnis der Gläubigen wurden die heiligen Märtyrer – und später die Asketen – nicht nur zu Vorbildern eines standhaften, gottgefälligen Lebens,⁴ sondern sie sind außerdem mit übernatürlicher Kraft gesegnet, sind „gleichsam Aufnahme- und Wiedergabegefäß transzendentaler Energie.“⁵ Sie können Fürsprache bei Gott einlegen, aus Gefahren retten und Krankheiten heilen.

Zur Zeit der Christenverfolgungen waren Heiligengräber noch unantastbar, in der Spätantike „entfaltete sich der Reliquienkult. Bischof Ambrosius von Mailand († 397) war der erste, der ein Märtyrergrab öffnete und die Gebeine in eine innerstädtische Kirche übertragen ließ.“⁶ Die Beisetzung der Reliquien in Altären etablierte sich. „Hierhin strömte nun das Volk, weil es am Grab den Heiligen selbst zu finden hoffte. Den Bittstellern folgten dann rasch auch Stiftungen und Gaben.“⁷

Beschrieben werden die *corpora sanctorum* als gänzlich oder zumindest teilweise unverwest, strahlend weiß, von Licht umflossen, nach Chrisam oder Blumen duftend, als seien sie gerade erst beigesetzt worden, „ja als schlafe der Tote nur; meist hat sich

¹ Bauer (1990), S. 8.

² Vgl. Angenendt (2003), Sp. 702.

³ Spangenberg (1987), S. 39.

⁴ Angenendt (1989), S. 10.

⁵ Knust (2007), S. 181.

⁶ Angenendt (1989), S. 10.

⁷ Ebd., S. 11.

auch noch das Totengewand vollkommen erhalten.⁸ Die Idee des unverwesten Leibes, des *corpus incorruptum*, „entwickelte sich zu einer Leitidee des Reliquienkults.“⁹ Im Frühmittelalter durften die Körper der Heiligen zudem nicht zerteilt werden: Nur die Entnahme bestimmter (nämlich nachwachsender) Teile war zulässig (Haare, Zähne und Nägel). In einigen Berichten über Reliquienauffindungen bzw. Gräbererhebungen ist die Rede von Heiligen, denen Bart, Haare und Nägel im Grab weiter gewachsen sind, so dass sich die Entnahme dieser Teile besonders einfach gestaltet.¹⁰ Der Hl. Jodocus etwa benötigt der Legende nach noch vierzig Jahre nach seinem Tod eine wöchentliche Kürzung von Bart, Nägeln und Haaren und bleibt in diesen Jahren vollkommen unverwest.¹¹

Im Verlauf des 9. Jahrhunderts wurden dann Teilungen und Zerkleinerungen des Leichnams üblich¹² und etablierten sich im hohen und späten Mittelalter vollends, denn eine winzige „Partikel genügt, um den ganzen Heiligen präsent zu haben.“¹³ Die Verehrung von Körperteilen bzw. sterblichen Überresten von Heiligen im christlichen Mittelalter stellt nicht nur ein frühes populkulturelles Phänomen dar, sondern ist auch Exempel für die Ökonomisierung der Leiche aus religiösen und medizinischen Gründen: Die *corpora sanctorum* waren Wertobjekte, um die sich rivalisierende Orden oder Städte vor oder nach dem Ableben einer verehrungswürdigen Person intensiv bemühten. Diese Bemühungen konnten Rechtsstreitigkeiten umfassen, aber auch ernsthafte Prügeleien oder Leichendiebstähle. Konnte nicht geklärt werden, wem die Leiche zusteht, wurde sie zerteilt und/oder ausgekocht.¹⁴ Personen, die schon zu Lebzeiten verehrt wurden, mieden bestimmte Orte, weil sie Angst hatten, „zum Reliquienobjekt zu werden“¹⁵, so etwa Franz von Assisi. Das bedeutet: Beim nahenden oder auch nur drohenden Ableben eines Heiligen wird der Körper zum Wertobjekt und zu einer möglichen Reliquie¹⁶, von deren Verehrungswürdigkeit und Wunderkraft die Menschen im Mittelalter kollektiv überzeugt sind.

Ihren Höhepunkt erlebte die Reliquienverehrung im Spätmittelalter. Das Bedürfnis der Menschen nach greif- und erlebbarem Glauben trieb Kuriositäten wie das Becken, in dem Pilatus seine Hände wusch,¹⁷ hervor, den Atem Jesu¹⁸ oder die Haut des Apostels Bartholomäus.¹⁹ Reliquienfälschungen nahmen zu: Einige Heilige haben daher unverhältnismäßig viele Körperteile, die von den Gläubigen bis heute verehrt werden – so gab es vermeintlich zwei Köpfe von Johannes dem Täufer und Thomas

⁸ Ebd., S. 13.

⁹ Ebd.

¹⁰ Vgl. Angenendt (2007), S. 154.

¹¹ Vgl. Kunze (1983), S. 59; vgl. auch Knust (2008), S. 130, Anm. 109.

¹² vgl. Angenendt (1989), S. 15; vgl. auch Angenendt (2007), S. 155.

¹³ Angenendt (2007), S. 155.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 154 f.; vgl. auch Herrmann (2003), S. 119.

¹⁵ Herrmann (2003), S. 133.

¹⁶ Ebd., S. 132.

¹⁷ Ebd., S. 14.

¹⁸ Ebd., S. 11.

¹⁹ Ebd., S. 10.

von Aquin in verschiedenen Kirchen.²⁰ Auch deshalb war ein schneller Zugriff auf den Leichnam eines Heiligen kurz nach dessen Ableben üblich: um nicht an eine Fälschung zu geraten.

Primär- und Sekundärreliquien wurden in Kirchen und Klöstern ausgestellt und konnten gegen eine Spende von Gläubigen allen Standes bewundert werden: „Das Berühren der Reliquien wird für die Gläubigen zum selten erfüllten, aber sehr begehrten Wunsch.“²¹ Kam es überhaupt dazu, so „versuchten Christen auch heimlich, von sakralen Reliquien ein Stück abzubeißen, während sie sie ehrfürchtig küssten, um es mit nach Hause nehmen zu können.“²² Denn zum einen ist der Heilige nach mittelalterlicher Auffassung in seinen Reliquien realpräsent und kann aus seinen Überresten heraus agieren²³, zum anderen gelten die Reliquien selbst als heilkräftig und wundertätig. Zahlreiche Wunderberichte über spontane Heilungen zeugen vom Glauben der Menschen an die medizinische Macht der *corpora sanctorum*. Dabei werden jedem/jeder Heiligen differenzierte „Zuständigkeiten“ für verschiedene Krankheiten zugeschrieben, die sich meist aus der Vita der verehrten Person ergeben. So wird der Hl. Laurentius etwa als Helfer bei Brandverletzungen und Fieber angerufen, da er der Legende nach auf einem glühenden Rost zu Tode gemartert wurde.²⁴ Die hl. Agatha ist Spezialistin für Erkrankungen und Verletzungen der Brüste, weil man, so will es die Legende, ihr die Brüste zuerst mit einer Zange zerrissen und dann brutal abgeschnitten hatte.²⁵ Zum Dank für erfolgte Heilungen findet man an Orten, an denen Heiligenreliquien verehrt werden, häufig kleine anthropomorph gestaltete Gegenstände, die entsprechend dem erkrankten Körperteil eines Gläubigen niedergelegt wurden: Herzen, Füße, Beine, Arme, Hände etc.²⁶

Zur Heimtherapie von allerlei Gebrechen eigneten sich reproduzierbare Sekundärreliquien wie etwa das Katharinenöl, bei der es sich der Legende nach um ein extrem potentes Arzneiöl handelt, das angeblich aus den Gebeinen der überaus populären Hl. Katharina von Alexandria fließt: „Aus ihren Gebeinen fließt Öl ohn Unterlaß, das heilt die Glieder aller, die krank und schwach sind.“²⁷ Das Katharinenöl war medizinisch universell einsetzbar²⁸ und wurde bis ins 18. Jahrhundert in Apotheken verkauft.²⁹ Es „erfreute sich seiner Beliebtheit und Verwendung in der Volksmedizin bis ins 20. Jahrhundert. Mehrere Kirchen in Europa besaßen Katharinenöl als Reliquie, wobei das Öl nicht unbedingt vom Katharinenkloster auf dem Berg Sinai stammen musste. Es ‚genügte‘, wenn das Öl in Kontakt mit winzigen Knochensplintern der Heiligen getreten war, denn deren Heilkraft galt als so unermesslich, dass eine kurze Berührung genügte –

²⁰ Ebd., S. 118 f.

²¹ Spangenberg (1987), S. 41.

²² Knust (2007), S. 187; vgl. auch Angenendt (2007), S. 164.

²³ Vgl. Angenendt (2007), S. 115.

²⁴ Vgl. Benz (1969), S. 569.

²⁵ Vgl. ebd., S. 200.

²⁶ Schneider (2005), Sp. 1760.

²⁷ Benz (1969), S. 924.

²⁸ Wrede (2005), Sp. 1078 f.

²⁹ Vgl. Assion (1969), S. 187.

wie bei allen übrigen Kontaktreliquien ja auch – um das Öl wunderkräftig zu machen und dadurch zu weihen“.³⁰ Katharina gehört zu den Ölheiligen: Heilige, die post mortem aus ihren Gebeinen heraus Öl fließen lassen. Die bekannteste Ölheilige Deutschlands ist die Hl. Walburga. Seit 893 sondert die Grabstätte der Heiligen in Eichstätt den Chroniken nach eine helle Flüssigkeit ab, die in Fläschchen gefüllt und bis heute an Pilger abgegeben wird. Das Öl eignet sich besonders bei Augenleiden. Zur vollen Wirksamkeit des Walpurgisöls muss das Öl auf eine bestimmte Weise eingenommen werden und der Akt von bestimmten Gebeten begleitet bzw. eingerahmt werden.³¹

Die Aushändigung des Walpurgisöls erfolgt gemäß Kirchenrecht gratis,³² Spenden der Gläubigen sind aber erlaubt. Sekundärreliquien werden vom Klerus kostenlos abgegeben, gerne mit Hinweis auf die Spenden- bzw. Almosenmöglichkeit der Gläubigen. Dabei nutzt die katholische Kirche moderne Kommunikations- und Bezahlssysteme: So ist etwa die Online-Bestellung winziger Sekundärreliquien Papst Johannes Pauls II., die in Gebetskarten eingearbeitet wurden, über die Internetseite der Diözese Rom möglich – ebenso wie die freiwillige Spende eines Betrages zur Deckung der Portokosten.³³

Primärreliquien sind ebenfalls im Internet erhältlich, wenn auch nicht aus kirchlicher Hand, sondern aus privater. Das Internet-Auktionshaus ebay beruft sich auf das Kirchenrecht und verbietet zudem generell den Handel mit den sterblichen Überresten von Menschen, doch Antiquariate und Antiquitätenhändler bieten Primärreliquien von Heiligen im Internet an.³⁴

Die Frage nach der Ökonomisierung der *corpora sanctorum* in der Gegenwart (sowie nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zur Ökonomisierung der Reliquien im Mittelalter) ist bislang nicht befriedigend beantwortet worden. Unter Berücksichtigung neuer Kommunikations- und Handelsplattformen des Internets soll mein Beitrag deshalb einen ersten Blick erlauben auf ein Forschungsfeld, das neben dem medizinhistorischen Aspekt auch Kooperationen mit anderen Disziplinen (z. B. außereuropäischer Geschichte oder interkultureller Religionswissenschaft) ermöglicht.

³⁰ Knust (2007), S. 193.

³¹ www.immaculata.ch/verlag/walburga1.htm [29.01.2009].

³² Vgl. www.vatican.va/archive/DEU0036/___P4D.HTM: Canon 1190, § 1: „Es ist verboten, heilige Reliquien zu verkaufen.“ und Canon 1190, § 2: „Bedeutende Reliquien und ebenso andere, die beim Volk große Verehrung erfahren, können ohne Erlaubnis des Apostolischen Stuhls auf keine Weise gültig veräußert oder für immer an einen anderen Ort übertragen werden.“ [30.01.2009].

³³ www.vicariatusurbis.org/Beatificazione/English/OfferingsAndSubscriptions/FreeWillOfferingCause.htm [29.01.2009].

³⁴ www.biblioman.ch/info/AntiquariatvonMa3309/artikel_55802A.htm [29.01.2009].

Forschungsfragen

- Wie gehen die Gläubigen mit den sterblichen Überresten der Heiligen um? Welche Unterschiede gibt es im Verlauf des Mittelalters?
- Welche Rolle spielen Reliquien in der mittelalterlichen Medizin?
- Wie handelt man im Mittelalter mit Reliquien? Welcher finanzielle und religiöse Wert wird den Leichenteilen oder Leichnamen zugeschrieben? Welche Formen der Instrumentalisierung von Reliquien lassen sich differenzieren? Gibt es Reliquien, die besonders begehrt sind? Welche Reliquien werden besonders häufig gefälscht?
- Was bedeutet es für bereits zu Lebzeiten verehrte Personen im Mittelalter, vom Wert ihres Körpers zu wissen?
- Welchen Stellenwert haben Reliquien in der katholischen Kirche und der Gesellschaft heute? Welche ökonomische Gewichtung haben sie und wie wird mit Ihnen gehandelt?

Methoden

- Literaturstudie [Auswertung der mittelalterlichen Literatur zu Reliquien und Heiligen (Primärquellen) sowie der aktuellen themenbezüglichen Fachliteratur (Sekundärquellen)]
- Webmining [Auswertung von Internetquellen zu Reliquienbezugsmöglichkeiten]

Literatur

1. Angenendt (1989): A. Angenendt, Der Kult der Reliquien, in: A. Legner, (Hrsg.), Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik und Katalog zur Ausstellung der Kölner Sammlung Louis Peters im Schnütgen-Museum, Köln 1989.
2. Angenendt (1997): A. Angenendt, Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997.
3. Angenendt (2003): A. Angenendt, Reliquien. Allgemeiner Begriff. Abendland, in: R. Auty, R.-H. Bautier u. a. (Hrsg.), Lexikon des Mittelalters, Bd. VII, München 2003 (Band- u. seitengleiche Taschenbuchausgabe der Studienausgabe Stuttgart u. Weimar 1999), Sp. 702-703.
4. Angenendt (2007): A. Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart (2., überarbeitete Auflage), genehmigte Lizenzausgabe Hamburg 2007 der Ausgabe München 1997.
5. Assion (1969): P. Assion, Die Mirakel der Hl. Katharina von Alexandrien. Untersuchungen und Texte zur Entstehung und Nachwirkung mittelalterlicher Wunderliteratur, Diss. Heidelberg 1969.
6. Bauer (1990): D. R. Bauer, Vorwort, in: P. Dinzelbacher, D. R. Bauer (Hrsg.), Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart, Ostfildern 1990, S. 8-9.

7. Benz (1969): R. Benz (Übers.), Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine, Köln 1969.
8. Dinzelbacher (2000): P. Dinzelbacher (Hrsg.), Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Band 2: Hoch- und Spätmittelalter, Paderborn 2000.
9. Dinzelbacher (2003): P. Dinzelbacher, Die „Realpräsenz“ der Heiligen in ihren Reliquiaren und Gräbern nach mittelalterlichen Quellen. In: ders., D. R. Bauer (Hrsg.), Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart, Ostfildern 1990, S. 115-174.
10. Dinzelbacher (2007): P. Dinzelbacher, Körper und Frömmigkeit in der mittelalterlichen Mentalitätsgeschichte, Paderborn 2007.
11. Herrmann (2003): H. Herrmann, Lexikon der kuriosesten Reliquien, Berlin 2003.
12. Knust (2007): Ch. Knust, „Mainestu nit, das sy got hab getroestet?“ Vier Predigten Heinrich Kalteisens OP. Eine literaturwissenschaftliche Analyse, Baden-Baden 2007 (= Ars poetica. Schriften zur Literaturwissenschaft, 5), zugleich Diss. Mannheim 2007.
13. Knust (2008): Ch. Knust, „Allen sinen lip bedecktent die loecke“. Zur Symbolik der Haare in Heiligenlegenden und Heiligendarstellungen des Mittelalters, in: B. Haas (Hrsg.), Haare zwischen Fiktion und Realität. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Wahrnehmung der Haare, Münster 2008 (= Kulturwissenschaft, 17), S. 115-134.
14. Kunze (1983): K. Kunze (Hrsg.), Jacobus de Voragine. Die elsässische Legenda aurea. Bd. 2. Das Sondergut, Tübingen 1983 (= Texte und Textgeschichte, 10).
15. Schneider (2005): A. M. Schneider, Votive, in: H. Bächtold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 8, Augsburg 2005 (Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Berlin u. Leipzig 1937), Sp. 1760-1762.
16. Spangenberg (1987): P.-M. Spangenberg, Maria ist immer und überall. Die Alltagswelten des spätmittelalterlichen Mirakels, Frankfurt/Main 1987, zugl. Diss. Siegen 1984.
17. Toussaint (2005): G. Toussaint, Konstantinopel in Halberstadt. Alte Reliquien in neuem Gewand, in: F. Schmieder (Hrsg.), Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung 10 (2005), H. 2: Produktive Kulturkonflikte, Berlin 2005, S. 38-62.
18. Wrede (2005): A. Wrede, Katharina, hl., in: H. Bächtold-Stäubli, (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. 4, Augsburg 2005 (Unveränderter photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Berlin u. Leipzig 1932), Sp. 1074-1084.

Körperspende oder Tauschgeschäft?

Der geldwerte Vorteil „gespenderter“ Leichname und seine Bedeutung für die Einordnung des toten Körpers als Ressource

Gereon Schäfer und Dominik Groß

Während die deutschen Transplantationszentren seit Jahrzehnten einen gravierenden Mangel an potentiellen Organspendern¹ beklagen, vermelden die anatomischen Institute in Deutschland nach Jahren der „Unterversorgung“ seit einigen Jahren ein „Überangebot“ an Körperspenden – bei weiterhin steigender Tendenz.² Etwa 80.000 bis 100.000 Bundesbürger haben derzeit eine Körperspendevereinbarung mit anatomischen Prosekturen geschlossen³ – eine Entwicklung, auf die einige Institute zwischenzeitlich mit einem „Aufnahmestopp“ oder mit strengen Aufnahmeregeln reagiert haben.

Dieser Befund wirft zugleich die Frage auf, warum die Organspende und die Körperspende mittlerweile eine so unterschiedliche Akzeptanz erfahren. An dieser Stelle setzt der hier skizzierte Beitrag an: Er geht von der These aus, dass die als „Körperspende“ bezeichnete, zu Lebzeiten erfolgte Überschreibung des eigenen Leichnams mit dieser Begrifflichkeit unpräzise bzw. unzutreffend beschrieben ist. Während die Organspende im Falle eines Hirntodes keinen geldwerten Vorteil mit sich bringt und somit den altruistischen Charakter einer „Spende“ zu erfüllen scheint, besitzt der zu Lebzeiten in Form eines Vermächnisses überschriebene vollständige Leichnam durchaus einen finanziellen Gegenwert. Zwar ist die Unentgeltlichkeit der Körperspende in allen Bundesländern mehr oder weniger explizit gesetzlich festgeschrieben⁴ – ein Aspekt, der auch von den anatomischen Instituten betont wird –, doch ist festzuhalten, dass die Überschreibung sowohl mit immateriellen Anreizen als auch de facto mit einem geldwerten Vorteil verbunden ist:

Bereits für ein einfaches Begräbnis sind in Deutschland Bestattungskosten von 2.500 bis 3.000 Euro zu veranschlagen.⁵ Im Falle einer Körperspende erfolgt die Organisation und Finanzierung der Beisetzung sowie der Pflege des Gräberfeldes bisher überwiegend⁶ durch die anatomischen Institute bzw. die verantwortlichen universitären Einrichtungen. Hinzu kommen als immaterielle „Leistungen“ eine öffentliche

¹ Nur ein Viertel der 12.000 deutschen Patienten, die auf der Transplantations-Warteliste stehen, können mit einem Spenderorgan versorgt werden, und jeden Tag sterben drei dieser wartenden Patienten. Deutschland weist unter allen Ländern des Eurotransplant-Verbundes das geringste Spendeaufkommen auf: www.pharmazeutische-zeitung.de/index.php?id=3855. Vgl. auch Heyn (2007).

² Von der anatomischen Sektion abzugrenzen ist die durch Pathologen durchgeführte klinische Sektion. Sie soll bei unklaren Todesfällen Aufschluss über die genaue Todesursache erbringen. Sie besitzt weder den Charakter einer Spende, noch bringt sie einen geldwerten Vorteil mit sich.

³ Vgl. Becker (2002).

⁴ Die rechtliche Regelung der anatomischen Sektion unterliegt der Länderhoheit: vgl. Kleinke (2007), S. 15 ff.

⁵ Vgl. Kleinke (2007), S. 36.

⁶ Angesichts des Überangebots und finanzieller Engpässe verlangen mittlerweile 20 bis 30 Prozent der anatomischen Institute von Körperspendern eine Kostenbeteiligung von 600 bis 1.200 Euro. Vgl. Körperspenden (2008).

akademische Trauerfeier, in der die Wertschätzung der Körperspende zum Ausdruck gebracht und die Namen der Spender verlesen werden, sowie eine Beisetzung der Urnen in einer Ehrengrabstätte.

Vor allem die Organisation und Finanzierung der Bestattung durch die Prosekturen dürfte hierbei in den letzten 25 Jahren als Motiv kontinuierlich an Bedeutung gewonnen haben. Diese Annahme wird durch einen Blick auf die Entwicklung des Sterbegeldes gestützt: Jene Geldleistung, welche die Kosten für die Bestattung eines Verstorbenen auffangen soll und bereits im Jahr 1883 zum Leistungspaket der ersten Krankenversicherung unter Otto von Bismarck gehörte, betrug Anfang der 1980er Jahre noch 4.200 DM. 1989 wurde sie auf 2.100 DM reduziert und mit dem Währungswechsel im Jahr 2002 ungeachtet der Teuerungsrate auf 1.050 Euro festgesetzt. 2003 erfolgte eine weitere Herabsetzung des Sterbegeldes auf 525 Euro, bevor es vollständig zum 1. Januar 2004 ersatzlos gestrichen wurde.⁷ Seitdem sind die Bestattungskosten vom Verstorbenen bzw. seinen Hinterbliebenen zu tragen.

Bereits diese Entwicklung zeigt, dass die meist vollständige Übernahme der Bestattungskosten im Falle der Körperspende ein mögliches Motiv für die zunehmende Nachfrage nach Körperspendevereinbarungen darstellt – ein Aspekt, der zumindest klärungsbedürftig erscheint.⁸

Unser Beitrag nähert sich der skizzierten Thematik „Körperspende“ in vier Schritten:

(1) Zunächst soll eine Bestimmung des Begriffs „(Körper-)Spende“ vorgenommen werden. Im Rahmen dieser initialen terminologischen Analyse ist zu klären, inwieweit die Bezeichnung Körperspende den Sachverhalt einer Spende – insbesondere unter Berücksichtigung der „Gegenleistungen“ der anatomischen Institute und des praktizierten „do ut des“ – adäquat abbildet oder ob der Begriff nicht eher Fehlinterpretationen Vorschub leistet und somit zur Diskussion gestellt werden sollte.

(2) Anschließend ist die Geschichte der anatomischen Sektion und der Körperspende in ihren wesentlichen Entwicklungsstufen nachzuzeichnen – angefangen vom 19. Jahrhundert, in dem anatomische Sektionen aufgrund zweifelhafter Rekrutierungspraktiken gemeinhin als ehrenrührig angesehen und abgelehnt wurden, über die allmähliche Etablierung der Körperspende als altruistisches Vermächtnis mit zunächst (bis in die 1970er Jahre) mäßiger Akzeptanz bis hin zur heutigen stark gestiegenen Bereitschaft zu einer Spendevereinbarung. Dabei gilt es Kontinuitätslinien ebenso herauszuarbeiten wie etwaige Brüche im Zeitverlauf.

(3) Auf der Grundlage der in (1) und (2) festgestellten Zwischenergebnisse erfolgt sodann eine kritische Überprüfung der Hauptthese dieses Beitrages, die sich folgendermaßen formulieren lässt: *Die gestiegene Nachfrage nach Körperspendevereinbarungen ist (z. T.) der Tatsache geschuldet, dass sich mit ihr – über die geschilderten immateriellen Anerkennungen hinaus – konkrete geldwerte Vorteile verbinden; diese kommen zwar nicht mehr dem Verstorbenen, aber doch seinen Nachkommen zugute und können überdies den Körperspender selbst zu Lebzeiten von der*

⁷ Vgl. Kleinke (2007), S. 35.

⁸ Ein weiteres vergleichsweise neues Motiv ist in der Veränderung der Familienstruktur und -größe zu sehen (Zunahme von Menschen ohne Familienangehörige oder Bezugspersonen); auch diese soziale Konstellation dürfte auf den Prozess der Entscheidung für eine Körperspende Einfluss nehmen.

möglichen Sorge um die Finanzierung der eigenen Bestattung und der Grabpflege entlasten. In diesem Zusammenhang sind auch die Argumentationsfiguren der anatomischen Institute, die dezidiert den altruistischen und idealistischen Charakter der Körperspende hervorheben, zu hinterfragen.

(4) Schließlich gilt es herauszuarbeiten, was der in (3) erhobene Befund für die Einordnung und Bewertung des *toten Körpers* bedeutet. Hierbei steht eine weitere These auf dem Prüfstand: *Wenn es zutrifft, dass Körperspendevereinbarungen in zunehmendem Maße wegen des geldwerten Vorteils zustande kommen, bedeutet dies zugleich, dass der eigene leblose Körper gezielt als ökonomische Ressource eingesetzt wird.* Die Leiche wird so zu einem Instrument, mit dem der „Spender“ seinen wirtschaftlichen Interessen post mortem Geltung verschaffen kann.

Methoden

- Literaturstudie (Auswertung der medizin- und zeithistorischen sowie soziologischen Fachliteratur zur anatomischen Sektion und zur Körperspende)
- Auswertung der themenbezüglichen schriftlichen Verlautbarungen der Anatomischen Gesellschaft e.V. und der Homepageeinträge der anatomischen Institute
- Auswertung der themenbezüglichen Meinungsumfragen zur (Körper-)Spendebereitschaft
- Themenbezügliche Veröffentlichungen in der Laienpresse (insbesondere Printmedienanalyse)

Literatur

1. Becker (2002): K. W. Becker, Anmerkungen zur Geschichte der anatomischen Sektion, Text zum Katalog der Ausstellung „KunstOrt Anatomie – Künstler auf Visite“. 23. Mai - 21. Juni 2002, Homburg 2002.
2. Heyn (2007): G. Heyn, Sterben auf der Warteliste, Pharmazeutische Zeitung online 41 (2007), www.pharmazeutische-zeitung.de/index.php?id=3855 [03.01.2009].
3. Körperspenden (2008): Anonym, Immer mehr Körperspenden, Stuttgarter Nachrichten, 04.07.2008, www.stuttgarter-nachrichten.de/stn/page/1752908_0_2147_unis-im-land-immer-mehr-koerperspenden.html [03.01.2009].
4. Kleinke (2007): R. Kleinke, Ein Blick auf die Körperspende des Jahres 1845. Einblick in die Körperspende heute, Med. Diss. Berlin 2007.

Weiterführende Literatur

1. Brugger, C., Kuhn, H., Sektion der menschlichen Leiche: Zur Entwicklung des Obduktionswesens aus medizinischer und rechtlicher Sicht, Stuttgart 1979.
2. Cornely, V., Motivation bei Körperspendern, Med. Diss. Hannover 1977.

3. Editors of Consumer Reports (Ed.), Funerals, consumers' last rights: the Consumers Union report on conventional funerals and burial and some alternatives including cremation, direct cremation, direct burial, and body donation, New York 1979.
4. Höbarth, M., Menschen, die ihren Körper der Anatomie verschreiben – Persönlichkeit, soziales Umfeld, Motivation, Diss. Wien 1988.
5. Kalchschmidt, E., Körperspende für das Anatomische Institut Homburg, Via medici online, 18.12.2007, www.thieme.de/viamedici/studienort_homburg/interessantes/koerperspende.html [03.01.2009].
6. Nathan, H., On body donations-factors and motivations, in: Anatomical and anthropological studies of Hilel Nathan, Tel Aviv 1986.
7. Schneider, G., Über den Anblick des eröffneten Leichnams, in: R. Winau, H. P. Rosemeier (Hrsg.), Tod und Sterben, Berlin und New York 1984, S. 188-201.
8. Stefenelli, N. (Hrsg.), Körper ohne Leben: Begegnung und Umgang mit Toten, Wien 1998.

III. Todeserfahrung, Thanatologie & Gesellschaft

Erfahrungen mit Tod und ihre Wirkungen auf Lebensverläufe und soziale Netzwerke

Jochen Grötzbach

Menschen kommen in ihrem Leben immer wieder, in unterschiedlicher Intensität, mit dem Tod in Berührung. Diese Berührungen sind meist plötzlich, ungeplant und daher schwer kontrollierbar. Je nach Alter, individuellen oder kognitiven Fähigkeiten (z. B. Kommunikationsfähigkeit) und sozialen Netzwerken unterscheiden sich Erfahrung und Bewältigungsstrategien, wenn nahe Angehörige oder Bezugspersonen fehlen oder die eigene Endlichkeit plötzlich in den Fokus rückt. Nach Max Weber¹ muss der subjektive Sinn sozialen Handelns erforscht werden, um dieses deutend erklären zu können. Die Lebenden verfolgen somit verschiedene Absichten in ihrem Leben und müssen schließlich zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens auch den „Sinn“ des Todes subjektiv ergründen. Mit seiner Selbstmordstudie legte der soziologische Klassiker Émile Durkheim² schon sehr früh nahe, dass Entscheidungen für Leben oder Tod auf das Verhältnis individueller Lebenshaltungen in Bezug auf gesellschaftliche Erwartungen zurückzuführen sind. Soziologisch gesehen sind Krankheiten, der Verfall des Körpers und schließlich der Tod auch deshalb interessant, da hierbei gesellschaftlichen Trends wie Zivilisierung³, Modernisierung und Individualisierung Grenzen aufgezeigt werden. Erfahrungen mit Tod und Verfall werden zwar in vielen Lebensphasen zeitlich verschoben und bei hochgradig arbeitsteiligen Gesellschaften in bestimmte Berufsgruppen ausgelagert, können aber trotz längerer Lebens- und Sterbensphasen und einem vielfach „unbewussteren“ Sterben (z. B. bei Demenzzkranken) nie völlig umgangen werden. Ebenso wie z. B. Anja Bednarz⁴ gehe ich davon aus, dass Tod und Sterben heutzutage nicht bewusst verdrängt und tabuisiert werden, sondern aufgrund von sozialen und ökonomischen Strukturen nur weniger sichtbar sind. Die Frage nach der Tabuisierung des Todes ist ein oft und kontrovers diskutierter Forschungsschwerpunkt innerhalb der Soziologie des Sterbens⁵, daneben sollten aber auch andere Aspekte, wie z. B. individuelle Bewältigungsstrategien, nicht vernachlässigt werden.

Teil einer erfolgreichen Bewältigungsstrategie im Umgang mit Tod kann auch der tote Körper von Nahestehenden sein. Viele Menschen empfinden das starke Bedürfnis, mit dem Toten zu sprechen, ihn zu berühren oder durch die physische Nähe einen emotionalen Kontakt aufrechtzuerhalten bzw. herzustellen. Die (subjektiven) Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von Neugier (z. B. bei Kindern), Erinnerung, emotionaler Nähe bis hin zu Schuldgefühlen, der Wunsch nach Akzeptanz, dass die nahestehende Person wirklich tot ist, oder dem Bedürfnis, Abschied zu nehmen und versäumte Ge-

¹ Weber (1976).

² Durkheim (1983).

³ Elias (1997).

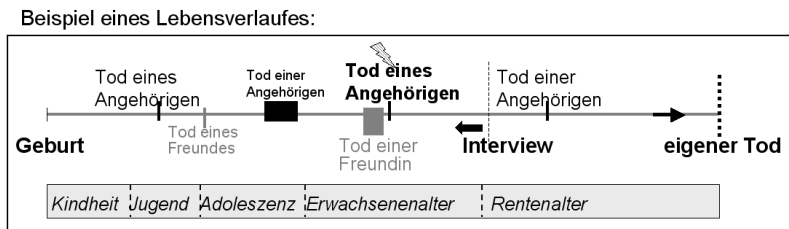
⁴ Bednarz (2003).

⁵ Vgl. u. a. Schmied (1991); Nassehi/Weber (1989); Gorer (1987).

sprache nachzuholen. Ich möchte in Zeiten einer beschleunigten Modernisierung und der zunehmenden Individualisierung die Methode der Lebensverlaufsanalyse aufgreifen, um die Bedeutung von toten Körpern als Bewältigungsstrategie gerade auch in zeitlicher Perspektive zu erforschen. Interessant finde ich hierbei auch, ob sich für die These von Alois Hahn⁶ – Menschen setzten sich um so weniger mit dem eigenen Tod auseinander, je weiter dieser entfernt sei – Belege oder differenziertere zeitliche Zusammenhänge finden lassen.

Zur Methodik von Lebensverlaufsanalysen

Anhand von Lebensverlaufsanalysen, z. B. der „Retrospective Life History Analysis“⁷, kann der Einfluss von prägenden Ereignissen der Vergangenheit (in diesem Fall Erfahrungen mit dem Tod) beleuchtet und so bei Betrachtung einer größeren Zahl von Lebensverläufen besonders prägende Ereignisse, Lebensphasen oder Kombinationen von Ereignissen und Lebensphasen entdeckt und beschrieben werden. Die Erfahrungen können mit gegenwärtigen Lebensbedingungen der Befragten sowie deren zukünftigen Erwartungen (bis zum eigenen Tod und darüber hinaus) verglichen und analysiert werden, um beständige Muster und ein umfassendes Bild vom unterschiedlichen individuellen Umgang mit dem Tod zu gewinnen.



(Eigene Darstellung)

Die Lebensverlaufsperspektive erlaubt eine Analyse des Einflusses von Erfahrungen mit dem Tod aus verschiedenen Blickwinkeln, welche jeweils wichtige zeitliche Bezüge aufweisen. So ist die *Anzahl der relevanten Berührungen* wichtig (Zahl der Striche und Balken), des weiteren die *Verortung in den Lebensphasen*, die *Intensität der jeweiligen Erfahrung* aufgrund eines starken emotionalen Bezuges zur verstorbenen Person (unterschiedliche Schriftgröße z. B. bei „Tod eines Angehörigen“), die *Häufung und zeitliche Abfolge von Erfahrungen allgemein und in bestimmten Lebensphasen*, die Dauer der Sterbephase (Breite des Balkens) und schließlich die Erwartbarkeit bzw. das plötzliche Auftreten des Todes („Blitz“). Weitere Faktoren, wie z. B. eigene Nahtod-Erfahrungen oder das beobachtete Sterben von Fremden, könnten ebenfalls einbezogen werden.

⁶ Vgl. Hahn (1968).

⁷ Giele/Elder (1998); Elder (1974); Elder (1977).

Die Durchführung von narrativen, problemzentrierten Interviews erfordert von Interviewern und Befragten sicherlich große Einfühlsamkeit bzw. Überwindung. Viele Befragte nehmen aber sehr gerne daran teil und betrachten ihren Beitrag als persönlichen und wissenschaftlichen Gewinn (Bednarz 2003). Im Unterschied zur Stichprobenauswahl von Anja Bednarz halte ich eine repräsentative Stichprobe (Zufallsauswahl) für vorteilhaft, um gerade die zeitlichen Aspekte objektiver und über weitestgehend alle Lebensphasen hinweg (die Kindheit und Jugendphase ausgenommen) erfassen zu können.

Bei der Analyse der individuellen Lebensverläufe möchte ich auf die Methodik der „Retrospective Life History Analysis“ von Giele/Elder zurückgreifen, welche individuelle, soziale und kulturelle Lebensumstände berücksichtigt. Janet Giele und Glen Elder haben jeweils ein Vier-Felder-Schema entwickelt, welches diese Dimensionen in ähnlicher Weise abbildet. Die individuelle Dimension („Development of the Individual“ bzw. „Human Agency“) beinhaltet individuelle Charaktereigenschaften und Ziele, die kulturelle Dimension („History and Culture“ bzw. „Location in Time and Place“) berücksichtigt starke normative Abhängigkeiten von der jeweiligen Verortung in Raum und Zeit, und die soziale Dimension („Social Relations“ bzw. „Linked Lives“) schließlich betont den Einfluss von sozialen Beziehungen und Netzwerken. Diese Dimensionen werden jeweils durch eine zeitliche Dimension („Intersection of Age, Period and Cohort“ bzw. „Timing“) gefiltert. So soll verdeutlicht werden, dass bei allen kulturellen und sozialen Beeinflussungen zeitliche Faktoren und individuelle Strategien innerhalb bestimmter Zeiträume eine enorm wichtige Rolle spielen.

Bewältigungsstrategien und soziale Netzwerke

Hinsichtlich der Bewältigung von belastenden Erfahrungen mit dem Tod nahestehender Menschen lassen sich unterschiedliche und unterschiedlich „erfolgreiche“ Strategien beschreiben. Wichtig ist hierbei, dass alle – auch zunächst vielleicht nicht so erscheinende – Vorgehensweisen von gesellschaftlichen Normen und Werten sowie sozialen Netzwerken abhängig sind. Unterschiede ergeben sich je nach Lebensphase, sozialen und kognitiven Kompetenzen, bereits gemachten Erfahrungen, dem sozialen Geschlecht, der jeweiligen Kommunikationsfähigkeit und der möglichen sozialen Unterstützung bzw. der Einbettung in soziale Netzwerke. Bewältigungsstrategien richten sich auch sehr stark nach dem jeweiligen sozialen bzw. kulturellen Umfeld. Heutzutage unterscheiden sich z. B. unsere „Normalitätskonstruktionen“ stark von früheren Konstruktionen.⁸ So war der Tod von Kindern in Zeiten einer Kindersterblichkeit von über 50 % sicher weniger überraschend als heute, außerdem spielt eine geringere Geburtenrate diesbezüglich eine Rolle.

Zusammenhänge zwischen dem Auftreten des Todes und der jeweiligen Bewältigung beinhalten vielerlei zeitliche Aspekte. *„Tritt der Tod plötzlich und überraschend ein, scheint es längere Zeit in Anspruch zu nehmen, bis das Geschehen überhaupt realisiert werden*

⁸ Bednarz (2003), S. 76 ff.

*kann. Eine typische Wendung in diesem Zusammenhang stellt die Formulierung dar, er oder sie sei ‚einfach weg‘ gewesen, in der sich Fassungslosigkeit ausdrückt.*⁹ Weitere Beispiele sind die Vorsorge der Sterbenden, die Gestaltung des Abschiednehmens, die subjektive Leidensdauer und die Zeit, welche für soziale Beziehungen mit Sterbenden oder der Bewältigung der Folgen aufgebracht wird.

Die Bedeutung von toten Körpern bei der Trauerbewältigung ist an dieser Stelle nur grob abschätzbar, lässt sich aber nicht nur auf Zugehörigkeit zu kulturellen oder sozialen Gemeinschaften, sondern auch auf individuelle Lebensverläufe zurückführen. In der Regel treten gesellschaftliche Trends und individuelle Strategien gleichzeitig auf. Anja Bednarz spricht einerseits von einer „Delegierung des Umgangs mit der Leiche“, andererseits auch von einer „Gegenbewegung zur Entpersonalisierung“, wenn Angehörige bewusst und entgegen eines allgemeinen Trends (in Deutschland) Kontakt zu toten Körpern suchen.¹⁰ Hier zeigt sich die Ambivalenz, sowohl Entfremdung durch die Delegierung des Umgangs mit der Leiche, als auch Entfremdung durch die Konfrontation mit dem Tod und der Veränderung des geliebten Menschen zu erfahren.

Forschungsfragen

Ich möchte meine Forschungsfragen in die Kategorien „allgemeines Forschungsinteresse“, „zeitliche Zusammenhänge“ und „Zusammenhänge mit toten Körpern“ einteilen, um die Schwerpunkte sowie deren Zusammenhänge verständlicher erläutern zu können:

Allgemeines Forschungsinteresse:

- Wie entwickeln sich Bedeutungen des Todes, Ängste davor, der Umgang damit (Bewältigungsstrategien), die Interaktion bzw. Kommunikation mit anderen Menschen diesbezüglich und Erwartungen hinsichtlich des eigenen Todes im Lebensverlauf?

Zeitliche Zusammenhänge:

- In welchen Lebensphasen häufen sich Erfahrungen mit dem Tod? Gibt es diesbezüglich gesellschaftliche Veränderungen (demographischer Wandel, Differenzierung, Tabuisierung, Individualisierung, etc.)?
- Inwieweit spielen zeitliche Abstände oder Häufungen von Erfahrungen mit dem Tod – je nach Lebensphase oder sozialer Struktur – eine Rolle?

Zusammenhänge mit toten Körpern:

- Welche Bedeutung hat der tote Körper für nahe Angehörige, je nach Lebensphase, kulturellem Umfeld und sozialer Situation?
- Welche Bedeutung haben Leichen in der Trauerphase? Welchen Stellenwert kann der „Kontakt mit einer Leiche“ als (Teil einer) Bewältigungsstrategie einnehmen?
- Ist der „Kontakt mit toten Körpern“ eher ein Zeichen individuellen oder kollektiven Trauerns?

⁹ Bednarz (2003), S. 117.

¹⁰ Bednarz (2003), S. 133 ff.

Literatur

1. Bednarz (2003): A. Bednarz, Den Tod überleben. Deuten und Handeln im Hinblick auf das Sterben eines Anderen, Wiesbaden 2003.
2. Durkheim (1983): E. Durkheim, Der Selbstmord, Frankfurt/Main 1983.
3. Elder (1974): G. H., Jr. Elder, Children of the Great Depression: Social Change in Life Experience, Chicago 1974.
4. Elder (1977): G. H., Jr. Elder, Family History and the Life Course, Journal of Family History 2 (1977), 4, p. 279-304.
5. Elias (1997): N. Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1, Frankfurt/Main 1997.
6. Giele/Elder (1998): J. Z. Giele, G. H., Jr. Elder (Hrsg.), Methods of Life Course Research. Qualitative and Quantitative Approaches, Thousands Oaks 1998.
7. Gorer (1987): G. Gorer, Death, Grief and Mourning in contemporary Britain, London 1987.
8. Hahn (1968): A. Hahn, Einstellungen zum Tod und ihre soziale Erwünschtheit, Stuttgart 1968.
9. Nassehi/Weber (1989): A. Nassehi, G. Weber, Tod, Modernität und Gesellschaft. Entwurf einer Theorie der Todesverdrängung, Opladen 1989.
10. Schmied (1991) G. Schmied, Das Schlagwort vom verdrängten Tod. Zu einem Fehlurteil über die Moderne, Universitas 4 (1991), S. 328-338.
11. Weber (1976): M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Paderborn 1976.

Death Education and Thanatology in Germany

Carmen Lubberich

Death is part of living but western cultures tend to hide, repress, and eliminate the presence of death.¹ The cult of youth worship in media and advertising, the practice of sending elderly to nursing homes and people with disabilities to institutions, and the social embarrassment and avoidance common in discussions about death and dying are indications of discomfort with the theme of death. In other words, death and dying are being gradually shifted away from people's homes on to institutions which are expected to deal with those phenomena professionally.

Thanatology is a science that approaches death from an interdisciplinary perspective and works to reduce the impact of social trends which avoid or stigmatize death and dying. It makes efforts to create awareness about dying, death, and all the adjacent areas such as grief, palliative medicine, embalming, etc. It also strives towards the implementation of educational initiatives to help people to live with the phenomenon of death.

An international comparative perspective on thanatology as a science may reveal a great deal about varying cultural attitudes toward the dead body and toward the process of dying. Most specialists engaged in thanatology prefer a holistic view, insisting on the high value of diversity and interdisciplinarity of the approaches. Some of the areas within the field of thanatology can be music, law, psychology, medicine, education, philosophy, theology, embalming, funeral services, sociology, social work, etc.^{2, 3}

It seems peculiar that most of the very present thanatological organizations exist on the American continent, especially in Latin-America, and in European Romanic speaking countries such as Italy, Spain and Romania. An international organization for death and suicide studies, *International Association of Thanatology and Suicidology* (I.A.T.S.), is based in Italy.⁴ Spain has the Spanish and International Society of Thanatology (*Sociedad Española e Internacional de Tanatología*), founded 1999, which has spread to Argentina, Mexico, Puerto Rico, Guatemala, and Costa Rica.⁵ The Universidad de La Laguna, in Tenerife, offers a master's degree in care giving at the end of life (Thanatology).⁶

In the USA the *Association for Death Education and Counseling* (ADEC), founded in 1976, sees itself as "[...] the oldest interdisciplinary organization in the field of dying, death and bereavement".⁷ ADEC offers a certification that seems to be well recognized worldwide. Thanatologists certified by this organization are working currently, all over the world in the areas of death and bereavement. Since 1994, the King's University

¹ Knoblauch/Zingerle (2005), S. 12 f.

² Hollins (2008).

³ Martínez Arronte (2008).

⁴ Campione (2007).

⁵ García Hernández (2004).

⁶ Ibid. (2008).

⁷ Servaty-Seib (2006).

College Centre for Education about Grief and Bereavement, at the University of Western Ontario, offers a course that awards a “Certificate in Death and Bereavement Studies”. It is now available by distance education as well. Their “Death Education Program” exists since 1976.⁸ Mexico has a Mexican association of thanatology (*Asociación Mexicana de Tanatología*), which celebrated its twentieth anniversary and hosted the eighth National Thanatology Congress in 2008. Furthermore, Mexico was recognized by the I.A.T.S. as the world capital of thanatology during a congress in 1996.⁹

Looking at the situation in Europe, the *Romanian Society for Palliatology and Thanatology* (SRPT) was founded in 1999. It is registered at the European Association for Palliative Care.¹⁰ The “Thanatology Institute of the Netherlands” and the “Centre for Thanatology” were founded only last year at the Radboud University Nijmegen.^{11,12}

These were a few examples of how thanatology is organized in some countries. In Germany, however, thanatology is only represented in the “Association of Service Providing Thanatologists” (*Verband Dienstleistender Thanatologen e.V. – VDT*) which sees itself as an association of embalmers and intends to keep it this way.

„Der VDT e.V. vertritt auch die Belange derjenigen, welche die offene Aufbahrung unserer Toten propagieren und in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen möchte. Daher sieht sich der VDT originär als Verband der Einbalsamierer in Deutschland, und das soll er auch bleiben [...]“¹³

This organization, founded in 1991, offers training, in international cooperation with embalmers and mortuary scientists, to become a certified thanatologist. By including embalming as a service, the scope of funeral services surrounding the dead body (wake, restoration, death mask, transportation, etc.) can be expanded.¹⁴ The dead body is therefore the object of profitable services for the embalmer.

As yet no centralized organization can be found in Germany that engages specifically in death education. The need for an inclusion of this specific topic in the education of children, especially in the preparation of medical staff, was already pointed out a decade ago by Blumenthal-Barby as follows:

„[...] [D]ie Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebensende [ist] der beste Weg, Sterben und Tod soweit wie möglich von Schrecken und Mystik zu befreien. Eltern sollten bereits im Alter der Kinder von drei Jahren in der Lage sein, diesbezüglich auftretende Fragen verständlich und wahrheitsgemäß zu beantworten. Von besonderer Bedeutung ist die Sterbeaufklärung für die helfenden Berufe und hier nicht zuletzt für die Ärzte. In den Niederlanden wird diskutiert, dieses Fach statt der Geburtshilfe in das Curriculum der Mediziner aufzunehmen.“

⁸ Harris (2009).

⁹ Martínez Arronte (2008).

¹⁰ Clark (2008).

¹¹ Venbrux (2008).

¹² Cappers (2008).

¹³ Schönsee (2008).

¹⁴ Ebd.

Derzeit gibt es statt dessen [sic] in Deutschland keinen einzigen Lehrauftrag zum Thema.¹⁵

So far no lectureship could be found in Germany that deals specifically and exclusively with this topic.

It is underrepresenting the scope of thanatology to name the organization, which restricts its activities to “modern embalming” and burial culture services, nonetheless “Association of Service Providing Thanatologists”. Therefore the name of this association can be misleading. Embalmers are not thanatologists, though the German association names them that way. The dead body is only one of many subjects within the broad field of thanatology. There are indeed specialists dedicated to thanatology in Germany focusing, for example, on sociological or philosophical aspects. However, there is a lack of institutionalization in the field.

The need for thanatology will continue to rise as the rapidly increasing development of technologies, which amplify the options surrounding life and death transitions, challenges many commonly taken-for-granted assumptions about death and the body. The way in which the profession and scope of thanatologists and thanatology has emerged, in longitudinal and international comparative perspective, may grant predictive insights for understanding the role and meaning of the dead body in society in the coming decades.

Methodology

An international comparative on the missions, activities, and membership compositions of different thanatology organizations could uncover the influence of the respective cultural attitudes toward the dead body as well as the process of dying. Research would start mainly by gathering data provided on the respective official internet sites of the organizations. This should provide information on the history, the degree of popularity, and the scope of the functions of each organization. Follow-up fact-checking and in-depth interviews with staff and scientists involved would deepen the results.

Regarding the questions on why the only thanatological organization in Germany focuses solely on one aspect of the dead body and why there is no centralized thanatology organization, researching historical backgrounds and bureaucracy could provide the first answers. Interviews with scientists from the different disciplines, who would be included in the understanding of thanatology in other countries but are excluded from this definition in Germany, could uncover processes and point the way toward additional developments in this area in Germany.

¹⁵ Blumenthal-Barby (1998), p. 255.

Literature

1. Blumenthal-Barby (1998): K. Blumenthal-Barby, Sterbeaufklärung in Deutschland – Ein Beitrag zum Entwurf der Richtlinie der BÄK zur Ärztlichen Sterbebegleitung, *Der Urologe B* (1998), 12/3, S. 255-257.
2. Campione (2007): F. Campione, Istituto di Tanatologia, Clinica della crisi, I.A.T.S. Bologna, www.clinicacrisi.it/statuto.asp [29.12.2008].
3. Cappers (2008): W. Cappers, Centre for Thanatology, Radboud University Nijmegen, www.ru.nl/rdr/home/home/ [11.01.2009].
4. Clark (2008): D. Clark, Narrative History of Palliative Care in Romania, The International Observatory on End of Life Care, Lancaster University, www.eolc-observatory.net/global_analysis/romania_pc_history.htm [11.01.2009].
5. García Hernández (2004): A. M. García Hernández, Presentación, Misión y Objetivos, Sociedad Española e Internacional de Tanatología, www.tanatologia.org/seit/index.html [29.12.2008].
6. García Hernández (2008): A. M. García Hernández, Department of Nursing and the College of Nursing and Physiotherapy, Universidad de La Laguna, España, www.ull.es/portal/viewcontent.aspx?id=20669 [29.12.2008].
7. Harris (2009): D. Harris, Centre for Education about Grief and Bereavement, King's University College, University of Western Ontario, www.kings.uwo.ca/thanatology/ [11.01.2009].
8. Hollins (2008): J. Hollins, Music-Thanatology Association International, www.mtai.org/index.php [30.12.2008].
9. Knoblauch/Zingerle (2005): H. Knoblauch, A. Zingerle, Thanatosozologie – Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens, in: Dies. (Hrsg.), *Thanatosozologie – Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens, Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft*, Bd. 27, Berlin 2005, S. 11-27.
10. Martínez Arronte (2008): F. Martínez Arronte, Foro de la Asociación Mexicana de Tanatología, A.C., www.tanatologia-amtac.com [29.12.2008].
11. Schönsee (2008): H. Schönsee, Verband Dienstleistender Thanatologen e.V., www.thanatologen.de [29.12.2008].
12. Servaty-Seib (2006): H. Servaty-Seib, ADEC History, About ADEC, Association for Death Education and Counseling, www.adec.org/about/history.cfm [29.12.2008].
13. Venbrux (2008): E. Venbrux, Thanatology Institute of the Netherlands, Faculty of Religious studies, Radboud University Nijmegen, www.ru.nl/testtin/home/general/ [11.01.2009].

IV. Der tote Körper im Zeichen des Krieges und der Waffengewalt

Metamorphosen im Zeichen des Krieges. Literatur und Kunst als Schlachtfelder einer Ästhetik des Leibes und der Seele

Gertrude Cepl-Kaufmann und Jasmin Grande

Seit jeher haben Kriege Künstler und Schriftsteller zu ihren Werken motiviert. Keine Kriege aber haben die Erfahrungswelt so verändert wie der Erste und Zweite Weltkrieg: bedeutete die Apokalypse des Ersten Weltkrieges mit der Entdeckung des Gases als Waffe und einem technischen Vernichtungsinstrumentarium das Ende des Krieges der Helden und Abenteurer, entgrenzte der Zweite Weltkrieg mit seinen flächendeckenden Bombenteppichen das Areal des Schlachtfeldes, die Untergangsszenarien z. B. in Stalingrad ließen jede bis dahin geltende Erfahrung hinter sich. Ein verändertes Selbstverständnis des Individuums in der Moderne prägte die Literatur zwar schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, doch der Erste und Zweite Weltkrieg intensivierten diesen Diskurs, indem sie mehrfach hintereinander das ursprünglich so feste wilhelminische Weltbild erschütterten. Als Seismographen dieser Erschütterungen und als Dokumentationen lassen sich die literarischen und künstlerischen Entwicklungen dieser Zeit lesen.

Die Vorstellung von Krieg, die Zeichensprache, in der er in Kunst und Literatur seinen Niederschlag fand, offeriert ein quantitativ und qualitativ ergiebiges Feld. Wie lässt sich dieses immense, in seinen Dimensionen nicht einmal annähernd rezipierte oder gar wissenschaftlich aufgearbeitete Bild- und Textmaterial strukturieren und erkenntnisträchtig analysieren? Hierbei wird, wie im Gesamtprojekt, die Thematik des Körpers eine herausragende Rolle spielen. Diese Fokussierung erweist sich, wie gezeigt werden kann, nicht als Partialisierung des Phänomens Krieg auf ein Randthema oder gar die Minimierung auf ein Segment des historischen Ereignisses, sondern eröffnet einen Zugang zu den fundamentalen Veränderungen bis dahin geltender ästhetischer, anthropologischer und erkenntniskritischer Normen der Moderne und ihrer Zeichensprache.

Im Projekt wird zum einen ein historischer Zugang zur thematisch auf die Auseinandersetzung mit den Kriegen bezogene Kunst und Literatur zu suchen sein. So wird die Genese der künstlerischen Verarbeitung des Krieges im Zwanzigsten Jahrhundert herausgearbeitet, die Provokation, die eine veränderte Kriegstechnik und -erfahrung für Künstler und Schriftsteller bedeutete. Im Projekt wird zum anderen eine Ästhetik des Körpers im Kontext der Realität der Kriege herauskristallisiert werden können.

Zum Workshop wird das in der Entwicklung befindliche Forschungsvorhaben unter folgenden Aspekten vorgestellt:

1. Zur Beschreibung des Krieges
2. Vom Zeige- und Zeichencharakter. Ecce homo
3. Gewinn und Verlust. Ästhetische Inventur des Krieges
4. Heldensterben
5. Ästhetikdiskurse in Zeiten des Krieges. Groteske und Phantastik

Zu 1. Zur Beschreibung des Krieges

In Tagebüchern, Briefen, Presseberichten und fiktionalen Texten einerseits, in bildkünstlerischen Schlachtszenarien und realitätsmotivierten Aneignungen andererseits haben Zeitgenossen Kriegseignisse festgehalten. Vergleiche der Quellen zu den beiden Weltkriegen lassen die differenzierte Erlebnisbasis erkennen. Bisher kaum ausgewertete Materialien ergeben sich u. a. mit der Fülle an Feldpostkarten, den von Schriftstellern verfassten Frontberichten (Josef Ponten, August Macke, Carl Einstein, Carl Zuckmayer, Alfred Döblin, Wilhelm Schmidtbonn) oder Totenzetteln als letzten Grüßen an die gefallenen Soldaten (das Stadtarchiv Düsseldorf besitzt eine Sammlung von 23.000 Totenzetteln, die für den Ersten Weltkrieg im Rahmen eines vorangegangenen Projektes schon ansatzweise ausgewertet wurden).

Vergleichsebenen ergeben sich durch die Gegenüberstellung z. B. von Ost- und Westfront und im Blick auf eine professionelle journalistische Berichterstattung im Vergleich zu fiktionalen Umsetzungen in den unterschiedlichen Gattungen. Erfasst und damit für die weitere Forschung bereitgestellt werden können die schriftstellerischen Frontberichte ebenso wie die Berichte der kriegsnahen Berufsgruppen, z. B. der Krankenschwestern (ein größerer Bestand ist in Form von Rotkreuz-Schwesternakten im Universitätsarchiv der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf deponiert). Herausgearbeitet werden können Parameter und Beschreibungskategorien, z. B. über Körperzustände, Todesarten, Leichen; dramatische Aspekte des Kriegsgeschehens und z. B. Verlaufsformen des Todes. Sie sind literarisch zu finden z. B. in Ernst Tollers Beschreibung des Kriegsterbenden im Drama „Hoppla wir leben“.

Zu 2. Vom Zeige- und Zeichencharakter. Ecce homo

Fragen wir, wie vor allem Künstler appellativ auf die Kriegserfahrung reagiert haben, begegnet uns eine Fülle von Bildern mit dem auf die Leidensgeschichte Christi rekurrierenden Titel „Ecce homo“ (Max Beckmann, Gert Wollheim, Franz W. Seiwert, Christian Rohlf). Mitleid, Trauer, Verzweiflung, aber auch Appelle an den neuen Menschen fanden Ausdrucksformen, die zu sammeln und zu systematisieren sind. Die Filmwelt von Fritz Langs Film „Metropolis“ rekurriert auf die Sintflut, Gegen- und Heilsbilder vom Paradies und von der Auferstehung finden wir bei Franz Marc, Heinrich Campendonk, Else Lasker-Schüler und Max Beckmann. Die Zeichensprache christlicher Emblematik ist in Kunst und Literatur omnipräsent. Sie reicht vom utopischen Konstrukt eines „Völkerfrühling“ mit seinen restituierten, auferstandenen Körpern bis zur Vernichtungsembematik der „Hölle“, wie wir sie in Beckmanns Kriegszyklus finden.

Bisher kaum in den Blick geriet die Bedeutung der Tiermetaphorik. Von Bert Brechts früher Lyrik „Ein Pferd klagt an“ bis zu Otto Schuberts Mappe „Das Leiden der Pferde im Krieg“ vermittelt die Übertragung auf den Tod eines Tieres Leerstellen und Unsagbarkeiten im Umgang mit der menschlichen Leiche.

Zu 3. Gewinn und Verlust. Ästhetische Inventur des Krieges

Günter Eich hat seine Verlusterfahrungen im Gedicht „Inventur“ in eindrucksvolle Lyrik übertragen. Als Kriegsgefangener 1945 im berüchtigten Camp 16 bei Remagen sah er sich in einer Art open-air Vorhölle bei „Laus und Regenwurm“ und betastete

quasi seine eigene Rest-Existenz. Verlustphänomene begegnen uns allenthalben: Die verlorenen Augen der Kriegsblinden im Ersten Weltkrieg malten Otto Dix und Will Küpper, die verlorene Stimme des Ersten Weltkrieges kompensierten die Theaterschulen, der Verlust der Sprache schien nach dem Zweiten Weltkrieg eine generationenprägende, kaum zu heilende Verletzung der Persönlichkeit und der Gesellschaft. Verlorene Beine beschreiben die neusachlichen Arbeiterbilder von Gerd Arntz und Gottfried Brockmann. Die „Eisprinzessin“ Jenny Brunies in Günter Grass Roman „Hundejahre“ begegnet uns als metaphorisch überhöhte, entmaterialisierte Ballettuse, nachdem ihr traumhoher Spann Opfer der Bombardierung Berlins während des Zweiten Weltkrieges geworden war. Alfred Döblin offeriert im Roman „Hamlet. Oder die lange Nacht nimmt ein Ende“ mit dem beinamputierten Kriegsoffer Edward Allison eine eigenwillige Kriegstheorie, Heiner Müller mit der „Hamletmaschine“ das Prinzip des Selbstzerstörerischen als fundamentalem Krieg gegen das Menschliche.

Ist es ein Gewinn, wenn das Thema „Scham“ in künstlerischer Vollendung an das Thema Krieg und Verlust der Würde des Menschen gebunden wird? Es begegnet uns im „schamzerpört“ der im Schützengraben des Ersten Weltkrieges entstandenen Stramm'schen Lyrik ebenso wie in dem weltweit bekanntesten Photo des Vietnam-Krieges, einem nackt vor den marodierenden GIs fliehenden kleinen Mädchen. Nacktheit als Symptom der existentiellen Krise des Menschen finden wir in den literarischen und künstlerischen Quellen zu beiden Kriegen. In der Variante des Skeletts als dem „nackten“ Körper schlechthin wird es im Ästhetikdiskurs des Phantastischen (siehe zu 5.) eine besondere Rolle spielen.

Zu 4. Heldensterben

Die technische Revolution des Krieges bedeutete das Ende der männlichen Bewährung. Dennoch feiert der Held in Ernst Jüngers Roman „In Stahlgewittern“ seine Renaissance, während Ernst Toller im Drama „Hinkemann“ schon mit dem sprechenden Namen seines Titelhelden den im Krieg seiner Geschlechtsteile beraubten Veteranen zum Opfer der verlorenen Heldenzeiten macht. Literatur und Kunst haben ein Thema gefunden, dessen künstlerische Intention vom männlich dominierten Futurismus und seiner Kriegsmetaphorik bis zum „Maschinenmenschen“ als neuem, quasi kriegsgebo- renen „Messias“ reicht. In Georg Kaisers „Gas“-Dramen binden sie sich an das Vernichtungspotential des Ersten Weltkrieges und an die Genese eines eigenen Männlichkeitsprofils und entsprechender reduzierter Blau- und Gelb-Figuren als den symptomatischen Gasformationen.

Zu 5. Ästhetikdiskurse in Zeiten des Krieges. Groteske und Phantastik

Schon Baudelaire läutete mit seiner These von der „Entzauberung der Welt“ die Moderne ein, doch erst die großen Kriege lieferten dazu die Bilder und Texte.

Zu fragen ist nach dem Verhältnis von Körper und Utopie, nach den Folgen, wenn das Subjekt sich auflöst. Was macht der Körper in der Moderne, was macht man mit dem Körper? Hier kann ein Blick auf die Phantastik in Literatur und Kunst neue Erkenntnisse vermitteln:

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits finden wir eine Hochblüte der phantastischen Literatur. War der Grund dafür die Möglichkeit der Phantastik, durch Irritationen, Wunder, etc. eine unsicher gewordene Welt widerzuspiegeln (Clemens Ruthner, Winfried Freund) und die der Wahrnehmung unterworfenen und somit als zersplittert verstandene Welt des Subjekts – Ichabbau – in Form von bestimmten Motiven wie Untoten, Monstern, Wunderwesen sowie verschiedenen Wirklichkeits- und Traumebenen, etc. wiederzugeben, gewinnt diese Tendenz mit den Kriegen den Status einer generalisierenden Fragestellung: wie verhält sich der Körper des Subjekts in der phantastischen Literatur? Mit dem Ersten und Zweiten Weltkrieg wird das Sterben zum adäquaten Zustand des Individuums in der Moderne, zu zeigen u. a. bei Alexander Lernet-Holenia. Die Skelettierung als Bloßlegung wird in der Fülle der Totentanz-Motiv erkennbar, z. B. bei Karl-Heinz Strobl, Ernst Toller und Adolf Uzarski.

An die Phantastik-Diskurse gebunden ist die Ästhetik des Hässlichen, z. B. bei Hans Heinz Ewers. In der Phantastik und darüber hinaus begegnet uns aber auch ein bemerkenswerter Zugewinn, nämlich im Phänomen der Zerstörung als neue Lust. Wir finden es bereits bei Friedrich Nietzsche im Kontext seiner Kriegstheorie. Mit dem Ersten Weltkrieg erhält auch diese vorgedachte Ästhetik ein Äquivalent im Motiv der zerstörten Wirklichkeit und des zerstörten Körpers – bis hin in die Dada-Texte, die nicht von ungefähr in Zeiten des Ersten Weltkriegs entstanden.

Die Ästhetikdiskurse, an die sich die Untersuchungen zum Thema Krieg und Körper binden, lassen sich von den zeitgenössischen Poetikdiskursen etwa im Umfeld von Benns Morgue-Gedichten und dem zeitgleich verbreiteten Leichenschauhaus-Topos bis in die wissenschaftspraktischen Felder von heute, etwa die Diskurse um das Monströse, weiterverfolgen.

Wissenschaftspraktische Ebene

Das Forschungsvorhaben sieht sich in Nachbarschaft und Verknüpfung mit dem von Christoph Rass skizzierten Projekt. Stärker als im Projekt von Christoph Rass liegt der Schwerpunkt der Untersuchung in der in der bisherigen Forschung fehlenden Ausdifferenzierung des Stoff- und Motivkomplexes. Darüber hinaus spielt die gattungspoetische Vielfalt in der Literatur und die interdisziplinäre Verknüpfung mit der stilistischen Fülle in der Kunst eine besondere Rolle. Zudem wird auch die kultursoziologisch interessante Vernetzung der Schriftsteller und Künstler mit herausragenden Zentren kultureller Praxis und den politischen Formierungen, etwa den Novembergruppen nach dem Ersten Weltkrieg oder den Ästhetiken der Gruppe 47 nach dem Zweiten Weltkrieg als epochenspezifisches Netzwerk herausgearbeitet. Die ästhetiktheoretische Fundierung gibt den Ergebnissen eine über die Motivik hinausweisende Bedeutung.

Weiterführende Literatur

1. Blumreiter, H. u. a. (Bearb.), 23.000 rheinische Totenzettel. Die Totenzettel-Sammlung des Stadtarchivs Düsseldorf, Düsseldorf 2007.
2. Breuer, D., Cepl-Kaufmann, G., Moderne und Nationalsozialismus im Rheinland, Paderborn 1997.
3. Breuer, D., Cepl-Kaufmann, G., Das Rheinland und die europäische Moderne: Kulturelle Austauschprozesse in Westeuropa 1900-1950, Essen 2008.
4. Cepl-Kaufmann, G., Krumeich, G., Sommers, U., Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg, Essen 2006.
5. Cepl-Kaufmann, G., Kriegsvision und -wirklichkeit. Alfred Heins Roman „Eine Kompanie Soldaten in der Hölle vor Verdun“ im Kontext expressionistischer Kriegsthematik, in: D. Haberland (Hrsg.), „Die Großstadt rauscht gespenstisch fern und nah“. Literarischer Expressionismus zwischen Neißة und Berlin, Berlin 1995, S. 31-51.
6. Freund, W., Deutsche Phantastik. Die phantastische deutschsprachige Literatur von Goethe bis zur Gegenwart, München 1999.
7. Grande, J., Zur Wahrnehmung der Wirklichkeit. Zu ausgewählten Prosawerken Alexander Lernet-Holenias, Wetzlar 2005.
8. Historial de la Grande Guerre, L'autre Allemagne (1914-1924): Rêver la paix, Péronne 2008.
9. Lorquin, B. u. a., Les années noires, Paris 2005.
10. Ruthner, C., Am Rande. Kanon, Kulturökonomie und die Intertextualität des Marginalen am Beispiel der (österreichischen) Phantastik im 20. Jahrhundert, Tübingen 2005.

Tote Soldaten auf den Schlachtfeldern der Weltkriege – *dienstbare Leichen* zwischen tabuisiertem Sterben und kollektivem Totenkult?

Christoph Rass

Im Kern militärischer Auseinandersetzungen liegen das Töten und das Sterben. Der hier skizzierte Beitrag stellt die Frage nach dem Umgang mit toten Soldaten und ihren Körpern in und nach Kriegen. Einen wichtigen Schwerpunkt in der Forschung bildet die Auseinandersetzung mit dem Sterben von Soldaten aus der Perspektive von Sinnzuschreibungen im Kontext von Totenkult und Trauerarchitektur bzw. -ritualen, die einerseits den Mord und das Ermordetwerden im Krieg, andererseits die daraus resultierenden Verluste und Traumata rechtfertigen sollen. Daneben nimmt die Analyse der visuellen und schriftlichen künstlerischen Verarbeitung der zeugenhaften Todeserfahrung Überlebender breiten Raum ein. Die im Folgenden diskutierten Fragen bewegen sich ergänzend dazu dichter an dem konkreten Geschehen, das der Tod eines Soldaten auslöst und den zunächst noch lebenden, dann toten Körper selbst betrifft. Das Ziel ist es, den Tod im Krieg und den toten Körper in Beziehung zur Entwicklung moderner, in die Gesellschaften von Nationalstaaten eingebetteter militärischer Institutionen zu setzen und die Betrachtung auf den Zusammenhang zwischen den Orten und den Toten eines Krieges einerseits, auf das sich über die Zeit verändernde (wissenschaftliche) Interesse am toten Körper andererseits zu erweitern.

Vor diesem Hintergrund thematisiert der Vortrag erstens das Entstehen moderner Soldatenfriedhöfe seit dem 19. Jahrhundert, zweitens bestimmte durch die Erfahrungen des Ersten sowie des Zweiten Weltkrieges ausgelöste Veränderungen sowie drittens wichtige neuere Entwicklungen im Umgang mit den Toten auf den Schlachtfeldern vergangener Kriege. Aktualität gewinnt dieses Freilegen der sich hinter Trauer und Totenkult verbergenden Strukturen nicht nur angesichts drängender Forderungen nach einem Paradigmenwechsel im Umgang mit historischen Schlachtfeldern, sondern auch im Zusammenhang mit dem Diskurs über den Umgang mit den Soldaten der Bundeswehr, die im Verlauf von Auslandseinsätzen, die sich schrittweise Kriegeinsätzen annähern, ohne als solche benannt, anerkannt und diskutiert zu werden, getötet werden.

Vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war ein systematischer oder bewusster Umgang mit den Toten eines Krieges bzw. einer Schlacht in Europa weitgehend unbekannt. Die Soldaten der Söldner- und Untertanenheere des 15., 16. und 17. Jahrhunderts standen zumeist in so großer sozialer Distanz zu den Staaten und Gesellschaften, für die sie in den Krieg zogen, dass, einmal ganz abgesehen von den fehlenden logistischen Voraussetzungen, wenig dafür zu sprechen schien, sich mit denjenigen zu beschäftigen, die tot oder sterbend auf einem Schlachtfeld zurückblieben. War ein Soldat „gefallen“ oder tödlich verwundet – hatte er also seine Funktionsfähigkeit unwiederbringlich eingebüßt – erlosch das Interesse an ihm. Die Toten blieben zurück, wurden bestenfalls in anonymen Massengräbern beerdigt oder auf großen Scheiterhaufen verbrannt, um einer Seuchengefahr vorzubeugen. Das Bergen ihrer Ausrüstung und

das Streichen ihres Namens aus der Stammrolle genossen jedenfalls größere Priorität als die Bestattung der Toten. Eine Ausnahme bildeten freilich prominente Tote, Heerführer, adelige Offiziere, politische Führer, an die man schon früh durch Marksteine am Ort ihres Todes und eine Einzelbestattung – oft nach aufwändiger Überführung in die Heimat – erinnerte.

Diese Praxis änderte sich im 19. Jahrhundert fundamental. An die Stelle der Söldnerarmeen traten die auf der allgemeinen Wehrpflicht fußenden Bürgerheere. Zog eine solche Armee in den Krieg, so rissen ihre Toten Wunden in die Mitte einer Gesellschaft. Das anonyme Sterben und das Verschwinden des toten Körpers waren mit der erforderlichen Akzeptanz breiter Segmente einer Gesellschaft, auf Befehl zum Töten und Sterben in einen Krieg zu ziehen, nicht mehr vereinbar. Nachdem bei Gettysburg im November 1863, nur fünf Monate nach der Schlacht, der erste moderne Soldatenfriedhof *auf* einem Schlachtfeld eingeweiht worden war, entstand auch in Europa ein neuer Kult um den toten Soldaten. Nicht nur in Deutschland, wo die Einigungskriege und der deutsch-französische Krieg von 1870/71 diese Entwicklung befeuerten, versuchte man nun, jedem „Gefallenen“ ein eigenes Grab auf schlachtfeldnahen Soldatenfriedhöfen zu verschaffen. Zugleich erinnerten die bis heute omnipräsenten Kriegerdenkmäler in der Heimat an die Toten. Dabei band der damit korrespondierende kollektive Trauerkult die toten Soldaten auf fatale Weise in militaristische und den Krieg verherrlichende Deutungsmuster ein.

Ein systematischer Umgang mit den Toten war ebenso Voraussetzung wie Folge dieses Prozesses. Die Bergung, Identifizierung und eine regelkonforme Bestattung der Toten gewann nun größte Wichtigkeit, während völkerrechtliche Verträge das Ruhe-recht von Kombattanten auf Schlachtfeldern im Ausland regelten. Tatsächlich etablierte die Mehrzahl der europäischen Armeen bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges entsprechende Mechanismen, an die zivile Institutionen – die sich etwa der Grabpflege verschrieben – ebenso anknüpfen konnten, wie die individuelle Trauer und der offizielle Totenkult, aber auch die Strukturen des parallel entstehenden Sozialstaates, die sich mit den durch den Tod ausgelösten Versorgungsansprüchen auseinandersetzten.

Die ungeheuren menschlichen Verluste des Ersten Weltkrieges machten den Tod auf dem Schlachtfeld zum Mengenproblem. Waren im Deutsch-Französischen Krieg vier Jahrzehnte zuvor auf deutscher Seite 40.000 Soldaten gestorben, so zählte man nun die Opfer *einer* Schlacht nicht selten nach Hunderttausenden; hatten die europäischen Kriege seit 1815 zumeist nur wenige Monate gedauert, so zog sich dieser erste *Totale Krieg* mehr als vier Jahre hin und kostete nahezu 20 Millionen Menschen das Leben. Den entstehenden Bürokratien des Todes gelang es zwar, die Toten zu verwalten und auf den riesigen Gräberfeldern, zu denen die Soldatenfriedhöfe nun wurden, zu bestatten. Totenkult und Realität des Sterbens klafften jedoch immer weiter auseinander. Während auf den Schlachtfeldern Soldaten, modernen Waffen ausgeliefert, massenhaft unter grauenvollen Umständen starben, manifestierten ihre Gräber, in Anlage und Architektur Ordnung und Hierarchie des militärischen Systems abbildend und trotz der vorherrschenden Einzelgräber den Toten seiner Individualität beraubend, Sinnzuschreibungen, die zwar – weithin akzeptiert – der Rechtfertigung von Krieg und Tod dienten, dem Schicksal der Getöteten jedoch kaum gerecht wurden. Eine wichtige

Folge dieser Prozesse war allerdings die Erhebung von Daten über den Tod eines Soldaten und den Verbleib seiner Leiche in bis dahin ungekannter Genauigkeit und Detailfülle. Hinter dem öffentlichen Bild vom heroischen Soldatentod stehen seitdem individualisierte Protokolle des Tötens und Sterbens.

Die lückenlose Dokumentation und Verwaltung des Todes führte im Zweiten Weltkrieg, der weltweit mehr als 50 Millionen Opfer forderte, dazu, dass beispielsweise die so genannte Wehrmachtauskunftsstelle, der unter anderem die Aufgabe zufiel, jeden deutschen Soldaten auf seinem Weg durch Armee und Krieg zu verfolgen und ggf. schließlich seinen Tod und seine Bestattung zu dokumentieren, zu beurkunden und die Nachlassverwaltung abzuwickeln, einen der weltweit größten personenbezogenen Aktenbestände hinterlassen hat. Insbesondere Dauer, Dimension und Verlauf des Zweiten Weltkrieges haben allerdings auf seinen Schlachtfeldern eine Reihe von Problemen, Fragen und Herausforderungen hinterlassen. So konnte vielfach die Totenbergung, insbesondere während der Endphase des Krieges, nicht durchgeführt oder abgeschlossen werden und dauert, in Osteuropa aber auch im Hürtgenwald – nur 30 Kilometer entfernt von Aachen – bis heute an. Zugleich folgt der Umgang mit den Toten, auf deutscher Seite seit den 1920er Jahren in der Hand des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge liegend, noch immer überkommenen Mustern, die einem kritischen Umgang und würdigen Gedenken aus heutiger Perspektive nicht mehr uneingeschränkt gerecht werden. Die Herausforderung einer angemessenen Annäherung an den Tod im Krieg, der mit etablierten Strukturen brechen muss, kulminiert auf vielen ehemaligen Schlachtfeldern, die einerseits als Gedenk- und Erinnerungsorte, andererseits – entsprechend aufbereitet und dokumentiert – touristischen Interessen, historischer Information und pädagogischen Zwecken dienen sollen.

Die Bergung der Überreste toter Soldaten von den Schlachtfeldern erfolgt heute nach wie vor unter Zuhilfenahme der zeitgenössischen Akten und Identifizierungsmechanismen. Aber beispielsweise auch die Methoden der modernen Forensik werden zunehmend bei der Suche nach noch immer Vermissten, der Identifikation zufällig entdeckter Opfer oder systematischen Bergungen auf vergessenen Gefechtsfeldern eingesetzt. Gleichzeitig wächst das Interesse der Forschung an den Toten moderner Kriege als Quelle, die unterschiedlichste Fragestellungen beantworten hilft. Auf der einen Seite nähert sich die Schlachtfeldarchäologie zunehmend auch den Kriegen des 20. Jahrhunderts und integriert in die Untersuchung von Bodenfunden auch die Toten, die auf Schlachtfeldern zurückgeblieben sind. Auf der anderen Seite ist nahezu jeder Tote einer modernen Armee mit einem Datensatz verbunden, mit Personalunterlagen, die sein Leben und Sterben verzeichnen. Diese Informationen sind wichtige und noch weitgehend ungenutzte Quellen nicht nur für die militärgeschichtliche Forschung. Ihre Auswertung ergibt einen neuartigen Fingerabdruck des Kriegsgeschehens, auf dessen Grundlage Erkenntnisse über die Intensität und den Verlauf militärischer Konflikte erarbeitet werden können. Sie bieten aber auch die Chance, nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben und die Geschichte des zurück bleibenden toten Körpers eines Menschen, der als Soldat „in den Krieg zieht“, der Anonymität ebenso wie deformierenden Deutungen und Sinnzuschreibungen zu entreißen. Es gilt, den Blick auf eine

sich hinter politisierten Totenkulten verbergende weitgehend tabuisierte Realität des Sterbens und der toten Körper im Krieg frei zu legen.

Anknüpfend an diese Überlegungen sollten sich weiterführende Forschungsarbeiten mit einer Geschichte des Sterbens und des toten Körpers, insbesondere auch des Umgangs mit dem toten Körper, im Krieg widmen und die Perspektive über das Sterben von Kombattanten in Kampfhandlungen hinaus auf andere Todesumstände und Opfergruppen erweitern. Als grundlegend könnte sich dabei eine Herangehensweise erweisen, die sich empirisch fundiert zwischen statistischen und kulturhistorischen Ansätzen bewegt und versucht, in einem weiten Zugriff Strukturen frei zu legen, die weiterführenden Deutungen eine neue Basis verschafft. Ebenso interessant wie wichtig wäre ferner eine neue Verortung des Todes und der Bedeutung des toten Körpers im Zusammenhang mit der Nachnutzung von Schlachtfeldern zwischen Totenbergung, Kampfmittelräumung, Renaturierung und Historisierung. Beiden Forschungsfeldern gemeinsam ist eine differenziertere Betrachtung des toten Körpers im Krieg, die diesen einerseits in Verbindung setzt mit der dem Tod vorausgegangenen Lebensgeschichte, andererseits die Erkenntnismöglichkeiten, die er zu Sterben und Tod bietet, in höherem Maß als bisher erreicht, ausschöpft.¹

Weiterführende Literatur

1. Bryant, C. (Hrsg.), *Handbook of death & dying*, Thousand Oaks 2003.
2. Capdevila, L., Voldman, D., *War dead: Western societies and the casualties of war*, Edinburgh 2006.
3. Holzer, A., *Das Lächeln der Henker: Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914-1918*, Darmstadt 2008.
4. Koselleck, R., Jeismann, M. (Hrsg.), *Der politische Totenkult: Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994.
5. Latzel, K., *Vom Sterben im Krieg: Wandlungen in der Einstellung zum Soldatentod vom Siebenjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg*, Warendorf 1988.
6. Lurz, M., *Erster Weltkrieg*, Heidelberg 1985.
7. Lurz, M., *Drittes Reich*, Heidelberg 1986.
8. Lynch, E. P., *Somme mud. The war experiences of an infantryman in France 1916-1919*, Milsons Point 2006.

¹ Das vorliegende Exposé korrespondiert mit einer Reihe von Forschungsprojekten und -vorhaben am LuF Wirtschafts- und Sozialgeschichte der RWTH Aachen (Prof. Thomes): erstens meinen seit 1996 laufenden Studien zum Sozialprofil bzw. der Sozialgeschichte der bewaffneten Institutionen des „Dritten Reiches“; zweitens neueren Arbeiten zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges im Rheinland im Verbund mit der Konejung Stiftung: Kultur, die sich mit der Kriegsendphase 1944/45 und insbesondere dem Westwall und dem Schlachtfeld im Hürtgenwald auseinander setzen [in diesem Kontext wurde eine von Armin Heinen betreute Magisterarbeit zum Schlachtfeld Hürtgenwald bereits abgeschlossen, eine weitere Magisterarbeit zur touristischen Erschließung von Schlachtfeldern, betreut von Frau Martina Fromhold-Eisebith, ist im Entstehen]; drittens Planungen für eine komparative Studie über militärische Verluste und das Sterben im Krieg [Arbeitstitel *Death in Perspective*, gem. mit David R. Snyder, Austin Peay State University], die sich mit Erstem und Zweitem Weltkrieg sowie deutschen und US-amerikanischen Soldaten beschäftigen soll.

9. Lynch, T., Cooksey, J., Battlefield archaeology, Stroud Gloucestershire 2007.
10. Max, A., The Faces of World War I: The Great War in Words and Pictures, London 2007.
11. Rass, Ch., „Menschenmaterial“: Deutsche Soldaten an der Ostfront – Innenansichten einer Infanteriedivision, 1939-1945, Paderborn 2003.
12. Russell, W. H., Meine sieben Kriege: Die ersten Reportagen von den Schlachtfeldern des neunzehnten Jahrhunderts, Frankfurt/Main 2000.
13. Sledge, M., Soldier dead: How we recover, identify, bury, and honor our military fallen, New York 2004.
14. Spilker, R., Ulrich, B., Der Tod als Maschinist: Der industrialisierte Krieg, 1914-1918, Bramsche 1998.
15. Winter, D., Death's men: Soldiers of the Great War. London 1978.

Die Leiche als Waffe. Vom Kadaver zur biologischen Kampfstoffentwicklung

Tim Ohnhäuser

Auf den ersten Blick mag es befremdlich erscheinen, Leichen mit Waffen zu assoziieren und dabei nicht die Leiche als Produkt des Waffeneinsatzes, sondern als Waffe selbst zu definieren. Betrachtet man allerdings die Geschichte der sogenannten Biowaffen, kommt man vor allem in deren Anfängen an toten menschlichen Körpern/Kadavern nicht vorbei. Dies hat den Anstoß gegeben für eine erste genauere Betrachtung der Verwendung von toten Körpern in waffentechnischem Sinne.

Die Vermutung, dass Leichen(teile) zu allen Zeiten in ebendiesem Sinne genutzt wurden, bildet den Ausgangspunkt für ein Forschungsvorhaben, das anhand historischer Beispiele die Berechtigung der semantischen Verbindung *Leiche als Waffe* sowie die Dienstbarmachung der Leiche als Waffe zum einen und deren (aktuelle) Relevanz zum anderen untersuchen möchte. Folgende Schritte sollen zu diesem Zweck vorgenommen werden:

Zunächst soll die Funktion der Leiche als Waffe analysiert werden und dazu eine aktive (*Typ A*) von einer passiven Form (*Typ B*) unterschieden werden.

Nach der vorgenommenen Kategorisierung sollen ausgewählte historische Beispiele zu beiden Typen diese Unterteilung stützen und verschiedene Ausprägungen vorgestellt werden, um den Untersuchungsgegenstand zu konkretisieren und zu veranschaulichen. Schließlich muss die aktuelle Relevanz und Berechtigung beider Kategorien diskutiert werden. Werden auch heute noch Leichen als Waffen benutzt? Welche Veränderungen sind festzustellen? Hier spielt die moderne Entwicklung biologischer und chemischer Kampfstoffe eine Rolle, die den Einsatz ganzer Kadaver, der Leiche selbst, für Kampfhandlungen obsolet gemacht hat.

Den Beginn markiert eine allgemeine Begriffsdefinition: „*Jeder Gegenstand, der seiner Art nach dazu geeignet ist, Widerstand durch Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt zu verhindern oder zu überwinden.*“¹ kann demnach als Waffe bezeichnet werden.

Diese Beschreibung stellt den Ausgangspunkt für eine funktionale Differenzierung des diesbezüglichen Einsatzes toter Körper dar. Zwei Formen sollen unterschieden werden:

Typ A erfasst die aktive Nutzung von Leichen, Leichenteilen und sogenannten Leichengiften in konkreten Kampfhandlungen. Hier ist die Leiche Waffe, Kampfmittel im aktiven Sinn: Ihr Einsatz ist auf den Gegner und somit nach außen gerichtet. *Typ B* wiederum beschreibt in erster Linie die Präsentation von toten Körpern und Leichenteilen zu Abschreckungs- und Disziplinierungszwecken. Die Funktion dieser „psychologischen“ Waffe ist auch in erster Linie nach außen (auf einen Gegner) gerichtet, kann

¹ Koebler (1995).

allerdings ebenso nach innen wirken und dahingehend eingesetzt werden. Diese Kategorisierung soll im Folgenden anhand ausgewählter Beispiele veranschaulicht und gestützt werden:

Dass schon seit unbestimmter Zeit menschliche Leichen benutzt werden, um Brunnen bzw. das Trinkwasser zu vergiften, gilt als unstrittig, denn es lassen sich viele dokumentierte Beispiele bis zum heutigen Tag finden.² Darüber hinaus wurden „Leichengifte“ genutzt, um den Gegner nicht nur zu verwunden, sondern mit dem Ziel, auch den Wirkungsgrad der Verletzungen zu erhöhen. Die Reiterkrieger der Skythen tranken bereits um 400 v. Chr. zu diesem Zwecke ihre Pfeilspitzen in Leichenflüssigkeit.³ Die Erfolge dieser Methode im Zusammenhang mit Kampfhandlungen lassen sich schwer bestimmen. Klar ist jedoch, dass tierische und pflanzliche Toxine wirksamer sind, da das im Sprachgebrauch bezeichnete „Leichengift“ nicht existiert. Vielmehr bestimmen vorherige Infektionen und der Verwesungsgrad einer Leiche die bakteriologische bzw. toxische Gefahr, die von dem toten Körper ausgeht. In diesem Zusammenhang lässt sich feststellen, dass infizierte Leichen auch außerhalb der Vergiftung von Brunnen und Trinkwasser als Waffen eingesetzt wurden.

Von der Belagerung Karlsteins bei Prag durch die Hussiten im Jahr 1422 ist überliefert, dass neben bis zu 2.000 Fässern, gefüllt mit Fäkalien, auch menschliche Kadaver über die Burgmauern katapultiert wurden, um Krankheiten auszulösen und somit den Widerstand der Belagerer zu brechen.⁴ Als der vielleicht folgenreichste Einsatz ganzer Leichen in Kampfhandlungen kann die Belagerung der Schwarzmeerstadt Kaffa (heute: Feodosija) im Jahr 1346 angesehen werden. Nach monatelanger erfolgloser Belagerung beschloss der verantwortliche Tartarenführer, Pestleichen aus den eigenen Reihen mittels Katapulten über die Stadtmauern zu befördern.⁵ Diese Taktik hatte gewünschten Erfolg, und heute gilt es als sehr wahrscheinlich, dass die in italienische Städte fliehenden Überlebenden Anteil an der Ausbreitung der verheerenden Pestpandemie Mitte des 14. Jahrhunderts hatten, der bis zu einem Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel.⁶ Leichen bzw. mit ihr in Verbindung stehende und heute bestimmbare Krankheitserreger und Toxine sind also lange vor dem rapiden wissen-

² Während des Bürgerkriegs in Ruanda kam es zu zahllosen Fällen von Brunnenvergiftungen, doch auch in Europa sind seit den letzten Fällen dieser Art (im Kosovo) noch keine 10 Jahre vergangen: „Das Uno-Flüchtlingshilfswerk berichtete am Mittwoch in Genf, in einigen ländlichen Gebieten des Kosovos sei ein Großteil der Brunnen durch Leichengift verseucht. In 39 der 44 Dörfer der Region Decani hätten die Bewohner Leichen in den Brunnen entdeckt.“ Spiegel-Online vom 14.7.1999.

³ Vgl. Wagner (2004), S. 13.

⁴ Vgl. Bally u. Francioli (2001), S. 20-23. Die Autoren beziehen sich auf den Geschichtsschreiber Anton Varillas (1624-1696).

⁵ Vgl. hierzu den zeitgenössischen Bericht von Gabriele de Mussis bei Bergdolt (1989), S. 19-32.

⁶ „So gelangte man aus der erwähnten Stadt Caffa mit einigen Schiffen, die von noch lebenden, aber bereits mit der Seuche infizierten Seeleuten gesteuert wurden, nach Genua, mit anderen nach Venedig, mit wieder andern in weitere Regionen der Christenheit. Es klingt unglaublich: Kaum gingen die Matrosen irgendwo an Land (die krankhaften Ausdünstungen begleiteten sie ja) und kamen mit Menschen in Berührung, starben diese. Auf Grund des pestbringenden Kontagiums der Krankheit kamen in jeder Stadt, jedem Ort und jedem Land die jeweiligen Bewohner beiderlei Geschlechts sofort um.“ Bericht de Mussis, zit. nach Ebd. S. 20.

schaftlich-technischen Fortschritt ab Ende des 19. Jahrhunderts als Kampf- und Sabotagemittel, als Waffe, genutzt worden.

Wesentlich häufiger jedoch erfolgte eine *Präsentation* toter Körper, der unterschiedliche Motive und Ziele zu Grunde liegen konnten. Im frühbyzantinischen Reich wurde 610 der despotische Kaiser Phokas durch eine Revolte des Herakleios gestürzt und zu Tode gefoltert. Im Anschluss daran wurden Teile der Leiche tagelang in Konstantinopel präsentiert. Der Kopf und die Hände wurden auf dem Forum ausgestellt, um zum einen dafür Sorge zu tragen, dass sich die Nachricht vom Tod des Kaisers unverzüglich verbreiten konnte, zum anderen besaßen gerade diese Körperteile als „Träger“ der Reichsinsignien (Krone und Zepter) eine hohe Symbolkraft.⁷ Hier verfolgte die öffentliche Zurschaustellung der Leichenteile in erster Linie das Ziel einer *Beweis-* und einer *Legitimierungsfunktion*. Zahllose weitere Beispiele bspw. aus dem Mittelalter ließen sich anführen, bei denen Leichen(teile) an Stadttoren und -mauern als öffentliche Zeichen der Warnung präsentiert wurden.⁸

Im westfälischen Münster sind noch heute die sogenannten Wiedertäufer-Käfige weithin sichtbar und fungieren als Touristen-Attraktion. Nach einem kurze Zeit währenden Wiedertäufer-Regime in der Stadt und der Rückeroberung durch katholische Truppen, wurden drei der Anführer öffentlich exekutiert und die Leichen in den eigens für diesen Zweck hergestellten Eisenkäfigen ausgestellt. Die Käfige wurden am höchsten Kirchturm der Stadt aufgehängt und die Leichen der Witterung und den Vögeln überlassen.⁹ Neben der Symbolik, die auch hier von der Art und dem Ort der Präsentation ausgeht, ist dieser Vorgang ein deutliches Beispiel für das Verfolgen einer reinen *Abschreckungsfunktion*. Hinzu kommt in beiden vorgestellten Fällen, dass die Verweigerung einer Bestattung des Leichnams als Strafverschärfung galt und somit die Wirkung verstärkt werden konnte.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden an nahezu allen Frontabschnitten Partisanen und vermeintliche Widerstandskämpfer in deutschem Namen erhängt. Die Leichen wurden oftmals tagelang am Strick präsentiert und häufig mit Schildern versehen, um den Abschreckungseffekt zu verstärken. Vor allem während der letzten Kriegsmonate und der Auflösungserscheinungen innerhalb der Wehrmacht wurde dieses Vorgehen auch gegen deutsche Deserteure und „Wehrkraftzersetzer“ willkürlich angewendet. An diesen Beispielen lässt sich zeigen, dass die Abschreckungsfunktion innerhalb eines Systems – hier der deutschen Wehrmacht – und innerhalb weniger Monate sowohl nach außen als auch nach innen verfolgt wurde.¹⁰

Zum heutigen Einsatz der Leiche als Waffe ist anzumerken, dass *Typ A* aktuell weiterhin im Zuge von Brunnenvergiftungen (Bsp. Ruanda, Kosovo) vorkommt. Der weiter-

⁷ Für eine detaillierte Schilderung der Vorgänge vgl. Jäckel (2006), S. 117-142.

⁸ Mark Feuerle ordnet diesen Handlungen den Begriff des Terrorkampfs, in Abgrenzung zum konventionellen Kampfgeschehen, zu. Vgl. Ders. (2008), S. 36.

⁹ Vgl. Kirchhoff (1996).

¹⁰ Zu den vergleichbaren Bilddokumenten erhängter Partisanen und Deserteure vgl. Hamburger Institut für Sozialforschung (1995).

gehende Einsatz von toten Körpern oder Körperteilen wurde jedoch von der biologischen und chemischen Kampfstoffentwicklung abgelöst. Die Grundlage hierfür bildete die moderne Bakteriologie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Spätestens seit diesem Zeitpunkt ist allgemein bekannt: Nicht die Leiche selbst, sondern Krankheitserreger und Bakterientoxine sind verantwortlich für die krank machende Wirkung. Was uns heute als Binsenweisheit erscheinen mag, war es – und das gilt es in diesem Kontext herauszustellen – über Jahrhunderte hinweg nicht. Die Lehren von Miasma und Kontagium, wonach Ansteckungen mit Krankheiten auf Verunreinigungen der Luft, des Bodens, schlechte Ausdünstungen und mitunter die Sternkonstellation zurückgeführt worden waren, hatten über einen langen Zeitraum Bestand.¹¹ In diesem Zusammenhang ist die Bedeutung kulturell tradierter Angst vor toten (infizierten) Körpern und deren „Ausdünstungen“ ein Faktor, der bei weitergehenden Untersuchungen zum Einsatz der Leiche als Waffe miteinbezogen werden sollte.

Typ B, die öffentlich präsentierte Leiche als Waffe, kommt hingegen heute noch weitaus häufiger vor. Sowohl im Irak als auch in Afghanistan werden bspw. oftmals Polizisten Opfer von Anschlägen, aber auch von Entführungen, die in einer Zurschaustellung der Leichen enden. Dabei wird wiederum der symbolische Charakter offenbar, da der uniformierte Polizist sichtbar den Anspruch der neuen Regierungen auf das Machtmonopol repräsentiert. Der uniformierte Leichnam indes spiegelt somit einen „Schaden“ wider, der dem Staat zugefügt wurde. Das heutige Medienzeitalter eignet sich überdies mehr denn je zur Nutzung von Leichen zu propagandistischen Zwecken. Noch heute sind die Bilder der getöteten Söhne Saddam Husseins, Uday und Kusai, vielen Menschen im Gedächtnis. Dem damaligen Ziel des US-Militärs – einer Erfüllung der Beweis- und Abschreckungsfunktion – wurden Bedenken aufgrund der äußerst brutalen Bilder der zerschossenen Körper untergeordnet. Die Bilder wurden auch in einigen – durchaus seriösen – deutschen Medien abgedruckt, was damals eine Debatte in den Feuilletons auslöste.¹²

Der hier vorgestellte erste Versuch eines Überblicks und einer Kategorisierung der Dienstbarmachung der Leiche als Waffe bietet zahlreiche Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschungsfragen. Abschließend ließe sich eine These formulieren, die diese Forschungen anregen könnte:

Der „Kalte Krieg“ und damit die Hochphase der Bedrohung durch nukleare, biologische und chemische Waffen ließen die Leiche als Waffe – und auch die Beschäftigung mit ihr in diesem Zusammenhang – in den Hintergrund treten. Doch nach der Auflösung des Ost-West-Konflikts, dem vermeintlichen „Ende der Geschichte“¹³, haben diese „archaischen“ Grundmuster Konjunktur. Vor allem die Präsentation der Leiche kommt weltweit häufig vor und erfüllt, heute wie damals, ihre Abschreckungs- und Beweisfunktion.

¹¹ Vgl. Berg (1963), S. 389-396.

¹² Vgl. z. B. Mayer (2003), S. 37.

¹³ Der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama prägte 1992 diesen Begriff. Ihm zufolge stand die Welt nach dem Zusammenbruch des Ost-West-Konflikts vor dem Siegeszug von Liberalismus, Demokratie und Marktwirtschaft, was bewaffnete Konflikte in Zukunft überflüssig machen würde.

Dabei sind es sowohl Staaten oder organisierte Armeen als auch die nichtstaatlichen Akteure regionaler, ethnischer und/oder religiöser Konflikte, die Leichen bewusst – gerade auch zu propagandistischen Zwecken – als Waffe einsetzen. Somit ist die Dienstbarmachung der Leiche als Waffe kein archaisches Relikt, wie auf den ersten Blick vermutet werden könnte. Sie ist vielmehr ein historisches Kontinuum, das unabhängig von allen Modernisierungs- und Zivilisierungsprozessen weiter existiert.

Literatur

1. Bally/Francioli (2001): F. Bally, P. Francioli, Von der B-Waffe zum Bio-terrorismus: aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen? *Swiss-Noso* 8 (2001), 3, S. 20-23.
2. Berg (1963): A. Berg, Miasma und Kontagium. Die Lehre von der Ansteckung im Wandel der Zeiten. Zur 80jährigen Wiederkehr des Tbc-Bazillus, *Die Naturwissenschaften* 11 (1963), S. 389-396.
3. Bergdolt (1989): K. Bergdolt (Hrsg.), Die Pest 1348 in Italien. Fünzig zeitgenössische Quellen, Heidelberg 1989, S. 19-32.
4. Feuerle (2008): M. Feuerle, Die Logik des Terrors – christliche und islamische Wurzeln im Mittelalter, in: P. Nitschke (Hrsg.), *Globaler Terrorismus und Europa. Stellungnahmen zur Internationalisierung des Terrors*, Wiesbaden 2008, S. 35-60.
5. Hamburger Institut für Sozialforschung (1995): Hamburger Institut für Sozialforschung, *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, Ausstellungskatalog, Hamburg 1995.
6. Jäckel (2006): D. Jäckel, „Und sein Bild wurde in der Stadt ausgetilgt“. Zur Topographie und Funktion der Kaisertötung im frühbyzantinischen Reich, in: L.-M. Günther, M. Oberweis (Hrsg.): *Inszenierungen des Todes. Hinrichtung – Martyrium – Schändung*, Bochum 2006, S. 117-142.
7. Kirchhoff (1996): K.-H. Kirchhoff, Die „Wiedertäufer-Käfige“ in Münster. Zur Geschichte der drei Eisenkörbe am Turm von St. Lamberti, Münster 1996.
8. Koebler (1995): G. Koebler, *Deutsches Etymologisches Wörterbuch*, Tübingen 1995.
9. Mayer (2003): S. Mayer, Hinschauen. Fragen. Uday und Kusai Hussein. Oder: Ein Kind ohne Arme. Wozu dienen Schreckensbilder? Susan Sontags Essay „Das Leiden anderer betrachten“, *Die Zeit* Nr. 33 vom 07.08.2003, S. 37.
10. Spiegel-Online (1999): Spiegel-Online vom 14.07.1999: Montenegro droht Milosevic, www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,31460,00.html [03.01.2009].
11. Wagner (2004): H. Wagner, Die Skythen. *Eurasisches Magazin* 1 (2004), S. 11-16.

**V. Weltanschauungen, politische Systeme und die
Verwertung des toten Körpers**

Wissenschaftliche Menschenfresser. Wie der Imperialismus sich die Fremden einverleibt, um sie auszuschließen

Rüdiger Haude

Die nachfolgende Skizze basiert methodisch auf einer Quellenanalyse, die vor allem von diskurstheoretischen Einsichten angeleitet wurde.

Die öffentliche Zurschaustellung menschlicher Körper ist eine uralte Kulturtechnik. Als rein innerweltlich (nicht magisch) motivierte Handlung ist sie ein steter Begleiter der Staatlichkeit. Hier verwirklicht sie sich in den beiden paradigmatischen Formen a) der obrigkeitlichen Straf-Maschine, b) der Freak-Show, etwa auf Jahrmärkten. Beide waren vor dem Aufkommen moderner Massenmedien typischerweise auf Marktplätzen lokalisiert, worin sich ihr starker Öffentlichkeitsbezug manifestiert. Die Straf-Maschine dient der Darstellung und Absicherung der jeweiligen Herrschaftsstruktur, während die Freak-Show durch die Schaustellung des anatomisch Abweichenden ein Modell von Normalität erzeugt, das an der Identitätsbildung von Individuen und Kollektiven beteiligt ist. In einer scheinbar paradoxen Bewegung werden *Normabweicher in die Mitte der Gesellschaft geholt, um zu demonstrieren, dass sie nicht dazugehören*. Dabei besteht ein Kontinuum zwischen der Schaustellung lebender und toter Menschen.

Mit der Entdeckung der Neuen Welt trat neben den physiologisch und den juristisch Devianten ein dritter Typus der Kontrast-Person in Erscheinung: der Exot. Er wurde sofort der kontrastiven Identitätsbildung subsumiert, während exotische Menschen an den Höfen die Allgemeinheit des jeweiligen Herrschaftsanspruchs zu verkörpern hatten. Im Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts wurden diese beiden Funktionen „wissenschaftlich“ rationalisiert, während sie sich zu globaler Dimension aufblähten. Rassistische Evolutionsschemata und Methoden der Vermessung und Präsentation von Menschen, auf die man nun weltweit zugreifen konnte, lieferten eine Scheinevidenz für bereits vorgefasste Überzeugungen von eigener Überlegenheit. Das Manipulative der angewendeten „rationalen“ Methoden ist aus heutigem Blickwinkel leicht zu erkennen. So wurde in Richtlinien für ethnographische Fotografien in den Kolonien der europäischen Länder gefordert, die Menschen desto unbekleideter abzulichten, je „primitiver“ ihre Kultur eingeschätzt wurde.¹

Einverleibung ist die ultimative Form der Bemächtigung. Die Angst davor, zum Objekt solcher Einverleibung zu werden, liegt dem Phantasma vom Kannibalismus zugrunde. Schon Kolumbus notierte in seinem Bordbuch, nicht nur seien die Kariben Menschenfresser, sondern auch hätten „einige Indios zu Anfang, als sie die Christen zum erstenmal gesehen hätten“, diese für Anthropophagen gehalten.² Die Angst vor der gewaltsamen Desintegration des (gesellschaftlichen wie individuellen) Körpers war auf Seiten der Indianer berechtigter als auf Seiten der Europäer. Die im Rahmen der Conquista gängige Praxis der Zerfleischung durch auf Indianer abge-

¹ Jäger (2000), S. 145.

² Holdenried (2001), S. 121.

richtete Hunde, und der im 19. Jahrhundert sich durchsetzende *wissenschaftliche* Zugriff auf fremde Menschen sind selbstverständlich *nicht* in einer einfachen Kontinuitätslinie zu sehen; aber wenn die wissenschaftliche Methodik auf der „Analyse“ empirischer Sachverhalte beruht, also wörtlich auf ihrer „Auflösung“, so enthüllt sich ein wichtiges Element der Machthaltigkeit solchen Zugriffs. Ein unmittelbar herrschaftssymbolischer Akt der Desintegration fremder Körper und deren wissenschaftliche Aneignung schlossen sich auch keineswegs aus, wie der Fall der Leichenschändung des Rebellenführers Mkwawa durch deutsche Soldaten in Ostafrika im Jahre 1898 zeigt. Dem verhassten Toten wurde der Kopf vom Rumpf abgetrennt und zwecks Entfernung der Fleischteile ausgekocht. Er gelangte in den Besitz des verantwortlichen deutschen Offiziers, Tom von Prince, der den Schädel später „nach Europa auf eine Anatomie“ schickte.³

Paradoxerweise entband gerade die angemähte Höherwertigkeit der europäischen Zivilisation ihre Vertreter von ethischen Standards der Pietät oder einer allgemeinen Menschenwürde, wie sie etwa in den Manifesten der französischen oder der amerikanischen Revolution bereits kodifiziert worden waren. Im Zeitalter des Imperialismus wurde der Raub menschlicher Überreste in aller Welt durch Europäer epidemisch. Die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in den Jahren 1907/08 nach Afrika brachte nicht weniger als 1.017 menschliche Schädel mit nach Deutschland zurück.⁴ In diesem Kontext ist die Aussage Rudolf Virchows 1876 vor der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* zu lesen, die Anthropologie sei „wie eine Art Jagd zu betrachten“.⁵ Dabei war den Leichenräubern in der Regel klar, wie massiv die Verletzung der Gefühle war, die sie bei den Hinterbliebenen verursachten; immer wieder schildern sie, nicht ohne Stolz, wie sie die „Eingeborenen“, welche die Grabstätten ihrer Angehörigen beschützten, überlisten mussten.⁶ Bereits um 1830 hatten sich die französischen Brüder Verreaux auf diese Weise in Südafrika in den Besitz eines frisch Bestatteten gebracht, den sie als Schauobjekt ausstopften. In dieser Form wurde der Afrikaner bis zum Jahr 2000 im Museum der katalanischen Stadt Banyoles in einer Vitrine ausgestellt.⁷ Auch dieses Ausstopfen von Menschen nach den Maßgaben der Tierpräparation ist durchaus kein Einzelfall.

Es ist wichtig zu betonen, dass die Selbstverständlichkeit solcher Praktiken eine eklatante ethische Verwahrlosung bedeutete. Vor dem Zeitalter des Imperialismus hatte die Rede von der absoluten Überlegenheit der europäischen Zivilisation eine starke Konkurrenz im aufklärerischen Gleichheitspostulat und im Diskurs vom „Edlen Wilden“ gehabt. In Frankreich beriefen sich die 1788 gegründeten abolitionistischen „*Amis des Noirs*“ auf Jean-Jacques Rousseau; ihr Emblem zeigte das Bild eines knienden, in Ketten liegenden Sklaven, der die Frage stellte: „*Ne suis-je pas ton frère?*“⁸

Der Umschlag kündigte sich an, als 1810 die Südafrikanerin Saartjie Baartman als „Hottentotten-Venus“ in London ausgestellt wurde und von einem sensationsgierigen

³ Baer/Schröter (2001), S. 58, 187 ff.

⁴ Baer/Schröter (2001), S. 21.

⁵ Dreesbach (2005), S. 288.

⁶ Vgl. Baer/Schröter (2001), S. 18, 20; Westerman (2005), S. 111, 197 f.

⁷ Westerman (2005), S. 18, 111, 197 ff, 206.

⁸ Westerman (2005), S. 53.

Publikum begreift und in ihrer Nacktheit taxiert wurde. Noch gab es empörte Kommentare und Leserbriefe in den Londoner Zeitungen, welche die Zuschauer als „*our own barbarians*“ klassifizierten.⁹ Aber der Sensationismus des Boulevards ging schon Hand in Hand mit dem wissenschaftlichen Zugriff. In Paris notierte der Anatom und Paläontologe George Cuvier, dass Baartman mehrere Sprachen beherrsche, klassifizierte ihr Verhalten jedoch als „affenartig“. Als die Frau (wohl 1815) an einer Krankheit starb, bemächtigte sich Cuvier des Leichnams, den er seziierte und teilweise konservierte. „Ich habe die Ehre“, triumphtierte Cuvier bei einem Vortrag, „der Akademie der Wissenschaften die Genitalien dieser Frau anzubieten.“ Die Fixierung auf die Geschlechtsmerkmale Baartmans verweist auf das Phänomen der diskursiven *Feminisierung* des Exotischen, eine der zentralen Techniken der Herrschaftslegitimation auch im Imperialismus.

In ideologisch ‚reiner‘ Form verwirklichte sich der beschriebene Zusammenhang in den seit 1851 in westlichen Metropolen durchgeführten *Weltausstellungen*. Die Schaustellung größerer Menschengruppen aus den Kolonien war seit der Pariser Ausstellung von 1889 kanonisch. Ich möchte einen Fall näher betrachten: die „*Louisiana Purchase Exposition*“ in St. Louis 1904. Die Leitidee dieser Schau war eine Darstellung des angeblichen evolutionären Fortschreitens der Menschheit; dem diente auch die größte anthropologische Abteilung, die jemals Bestandteil einer Weltausstellung war. Diese Abteilung wurde von W. J. McGee geleitet, der ein vierstufiges anthropologisches Entwicklungsschema verfocht: Wildheit, Barbarei, Zivilisation und (als ungewöhnliche Zutat) Aufklärung. Diese Stufen wurden, nicht ganz konsistent, auf „Rassen“ bezogen, die aber über gewisse Entwicklungspotenziale verfügten. So unterschied McGee in der für ihn höchststehenden „Rasse“ der „Kaukasier“ eine „knospende Aufklärung“ in Großbritannien von der „ausgewachsenen Aufklärung“ in den USA.¹⁰ Es sei die „Pflicht des starken Mannes“, so McGee, „die niedere Natur zu unterjochen, das Schlechte unter den Lebewesen auszurotten und das Gute zu kultivieren, [...] und die Welt in jeder Weise zu versklaven, zum Besten der Menschheit und des Wachstums menschlicher Einsicht“.

Das Rückgrat der anthropologischen Abteilung bildete der „Philippine Exhibit“, wo auf 19 Hektar mehr als 1.000 Einwohner der jüngst erworbenen Kolonie, aufgeteilt in die diversen Ethnien, zur Schau gestellt wurden. Das primäre Ziel war eine Demonstration der „rassischen Minderwertigkeit“ dieser Menschen und ihrer Unfähigkeit, sich auf absehbare Zeit selbst zu regieren.¹¹ In einzelnen „ethnologischen Dörfern“ wurden die Menschen nach ihrem evolutionären bzw. ‚rassischen‘ Wert typisiert dargestellt.

Die Negritos z. B., denen laut Ausstellungs-*Guides* eine „extrem niedrige Intelligenz“ eigen sein sollte und deren „Aussterben“ für wahrscheinlich gehalten wurde, waren in ihrem „Dorf“ mit einer anderen Ethnie zusammengepfertcht worden, welche dadurch ihre Klassifizierungen teilte: Neben den 33 Negritos befanden sich dort fünf

⁹ Dreesbach (2005), S. 26; Westerman (2005), S. 62.

¹⁰ Rydell (2002), S. 161.

¹¹ Rydell (2002), S. 170.

Mangyan von der Insel Mindoro.¹² Diese stellen insofern einen besonders interessanten Fall dar, als sie zwar hinsichtlich ihrer Wirtschaftsweise tatsächlich als besonders ‚rückständig‘ gelten konnten, aber eine seit Jahrhunderten tradierte Schrifttradition bewahrten, die alleine schon jede sozioevolutionistische Theorie zu blamieren geeignet war. Im Kontext der Weltausstellung von St. Louis ist diese herrschaftsfreie Literalität in zweierlei Hinsicht bedeutsam.

Erstens als Beleg für die kulturverleugnende Zurichtung der ausgestellten „Wilden“. Im Katalog zum „*Philippine Exhibit*“ werden die Mangyan explizit auf eine Stufe mit den angeblich „affenartigen“¹³ Negritos gestellt, bevor es heißt: „Als diese Leute aus ihrem Dschungel hergebracht wurden, war fast nichts aufzutreiben, was man mit ihnen hätte herbringen können, um ihre kulturelle Stufe zu dokumentieren.“¹⁴ Nun ist die Schrift so allgegenwärtig in dieser Kultur, dass man sie kaum übersehen haben konnte. Hinzu kommt aber, dass die Angehörigen der nach Amerika Gebrachten diesen mehrere Briefe schrieben, in der üblichen Weise in Bambus geritzt, und diese Briefe amerikanischen Beamten anvertrauten, welche ihre ordentliche Zustellung versprochen. Diese Briefe sind nie in St. Louis eingetroffen, sondern fanden sich teilweise Jahrzehnte später in amerikanischen Museen wieder. Die primäre Vertrauensperson der Mangyan, der Arzt Fletcher Gardner, steht im Verdacht, diese Post veruntreut zu haben. Da er die Sprache und Schrift der Mangyan nicht richtig verstand, hat er unwissentlich einen Brieftext konserviert, dessen erst kürzlich vorgenommene Übersetzung enthüllt, dass Gardner selbst in eine Bestattungshöhle der Mangyan eingedrungen war, um dort einen Totenschädel zu entwenden – ein unerhörtes Sakrileg in der Kultur der Mangyan. Aber es waren nicht diese entlarvenden Briefinhalte, die die Auslieferung der Post verhinderten. Sondern eine Korrespondenz in indigener Schrift zwischen diesen „Wilden“ hätte die Botschaft des ganzen philippinischen Reservats gefährden können, wonach die Filipinos und *a fortiori* die Mangyan rückständige „Rassen“ darstellten.

Zweitens führte die Literalität der Mangyan dazu, dass sie eine historiographische Quelle im Hinblick auf die Weltausstellung hinterlassen haben. Einer der Ausgestellten, namens Cario, wurde etwa 35 Jahre später von demselben Fletcher Gardner veranlasst, seine Erinnerungen an die Weltausstellung in der Mangyan-Schrift aufzuzeichnen, was Cario mit bemerkenswertem Erinnerungsvermögen tat. Es ist eines der seltenen Schriftstücke, die einen ausgestellten Menschen als Urheber haben. Es beschreibt, wie die fünf Männer nach Manila eingeladen, dann aber ohne ihr Wissen nach Amerika gebracht wurden; wie sie nach ihrer Ankunft in Kalifornien „wissenschaftlich“ untersucht wurden; welche Ängste sie ausstanden; aber auch, wie reichhaltig die Verpflegung war, und dass jeder Teilnehmer am Ende 50 Dollar ausgehändigt bekam.

Weiter lernen wir, wie die Filipinos zur Volksbelustigung instrumentalisiert wurden. So wurde auf der *Plaza* ein mit Schmierseife präparierter Pfahl aufgestellt, an dessen Spitze eine 10-Dollar-Note befestigt war, die derjenige behalten durfte, dem es gelang, sie zu erklettern. Im Lichte solcher Praktiken muss man es betrachten, wenn eine

¹² Official Catalogue, Philippine Exhibits; Postma (2005), S. 22.

¹³ Rydell (2002), S. 171.

¹⁴ Z. n. Postma (2005), S. 23.

Lokalzeitung in St. Louis resümierte, die Filipinos hätten selbst gelernt, dass sie „nicht bereit zur Selbstregierung“ seien; sie seien „Kinder“.¹⁵

Das Beispiel der in St. Louis ausgestellten Mangyan vervollständigt die Palette der Mechanismen kultureller Zurichtung, die betrieben werden, um Menschen zu Primitiven zu stempeln: Neben der *Zoomorphierung* haben wir die *Infantilisierung* und die *diskursive Zerstörung kultureller Errungenschaften*, wie hier der Schriftlichkeit. Aber der ultimative Mechanismus blieb der *Ausschluss aus der Reichweite menschlicher Pietät*. Am Ende seines Berichts schildert Cario, wie er seinen in St. Louis gestorbenen Gefährten Salayao wiedersah. „Sein Körper stand in einem großen Glaskasten, seine Kleidung unverändert, und mit allen seinen Besitztümern. Ich war überrascht von der Gelehrsamkeit jenes Amerikaners, und welche Medizin er auf den Körper aufgetragen hatte, so dass keine Verwesung oder Gestank auftrat.“¹⁶

Die Vertreter der „ausgewachsenen Aufklärung“, wie McGee seine eigene Kultur kategorisiert hatte, stopften also nicht nur einen Verstorbenen aus, wenn sie ihn für minderwertig hielten, sondern führten das Ergebnis dieser radikalen Entwürdigung auch noch den Kameraden des Hingeschiedenen vor, vermutlich um die Reaktionen der ‚Primitiven‘ auf diese Ungeheuerlichkeit wissenschaftlich einzuordnen.

Aus den sonstigen Quellen wissen wir, dass es Vereinbarungen zwischen verschiedenen Museen gab, wonach die Leichname verstorbener Filipinos zu zerstückeln waren; die Smithsonian Institution erhielt z. B. deren Gehirne.¹⁷ So verleibten sich die imperialistischen Gesellschaften die Körper fremder Menschen ein, um sie aus der Familie der Menschheit auszusondern. Das unterscheidet die wissenschaftlichen Menschenfresser von den magischen: Wenn in manchen „primitiven“ Gesellschaften von Körpern Verstorbener gegessen wurde, so geschah dies aus *Hochachtung* gegenüber den Verstorbenen. Die westliche Zivilisation inkorporierte fremde Leichen, wie auch lebendige Fremde, aus dem Motiv der *Verachtung* heraus.

Literatur

1. Baer/Schröter (2001): M. Baer, O. Schröter, Eine Kopfjagd. Deutsche in Ostafrika, Berlin 2001.
2. Dreesbach (2005): A. Dreesbach, Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870-1940, Frankfurt/Main u. a. 2005.
3. Holdenried (2001): M. Holdenried, Einverleibte Fremde. Kannibalismus in Wort, Tat und Bild, in: K. Gernig (Hrsg.), Fremde Körper. Zur Konstruktion des Anderen in europäischen Diskursen, Berlin 2001, S. 117-145.
4. Jäger (2000): J. Jäger, Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung, Tübingen 2000.
5. Postma (2005): A. Postma, The First Mangyans in America: A Tale of Bamboo Mail, Bulawan – Journal of Philippine Arts & Culture 17 (2005), S. 8-37.

¹⁵ Z. n. Rydell (2002), S. 178.

¹⁶ Z. n. Postma (2005), S. 34 ff.

¹⁷ Rydell (2002), S. 165.

6. Rydell (2002): R. W. Rydell, *All the World's a Fair. Visions of Empire at American International Expositions, 1876-1916*, Chicago/London 2002.
7. Westerman (2005): F. Westerman, *El Negro. Eine verstörende Begegnung*, Berlin 2005.

Haare, Zähne, Lampenschirme.

Die Ausbeutung und „Verwertung“ von Häftflingsleichen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern

Richard Kühl

1. Einleitung

Der nationalsozialistische Genozid an den europäischen Juden war auch der Versuch einer Beseitigung des Gedächtnisses, eine auf das Verschwinden aus der Geschichte einer ganzen Bevölkerungsgruppe zielende Vernichtung. An die erinnernde Wiederherstellung der Identität der Opfer des Holocaust stellt die massenhafte Auslöschung der Körper am Ort des Verbrechens in vielfacher Hinsicht spezifische Herausforderungen. Es sind nicht Gesichter oder Grabstätten, sondern die übrig gebliebenen „Produkte“ einer fabrikmäßig betriebenen Vernichtung, Ausbeutung und „Verwertung“ der Ermordeten, die sich als „Bild“ ins kollektive Gedächtnis an den Holocaust eingepägt haben: Berge von Brillen, Haaren und Goldzähnen sowie die Rasereien des Zynismus der Nationalsozialisten an der ihnen ausgelieferten Leiche, wie sie besonders in den Lampenschirmen aus Menschenhaut in Erinnerung geblieben sind.

Die historiografische Forschung und insbesondere die Berichte von Überlebenden des Holocaust haben nach 1945 gegen die in diesen „Bildern“ transportierte Entmenschlichung und Anonymisierung der Opfer angeschrieben. Der Präsenz der „Bilder“ der „Verwertung“ der Ermordeten als Teil des Verbrechenskomplexes Holocaust im kollektiven Gedächtnis¹ stand daher aus nachvollziehbaren Gründen und bis vor wenigen Jahren nahezu ein Leerplatz in der Geschichtswissenschaft gegenüber. Bis zu den Ende der 1990er Jahre veröffentlichten Forschungen Andrzej Strzelecki über das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau² bewegte sich die Beschäftigung mit den Gräueln am toten Körper in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern eher an der Oberfläche oder in der Abstraktion.

Vor dem Hintergrund jedoch ihrer offenkundigen, allerdings näher zu benennenden Wirkmächtigkeit im kollektiven Gedächtnis hat das Projektvorhaben zum Ziel, zunächst den Forschungsstand über Formen und Ausmaß der „Verwertung“ der Leichen in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern zu umreißen, um in einem zweiten Teil Fragen an die Aufnahme in das Gedächtnis, in den Diskurs und die Erforschung der Shoah zu formulieren.

¹ Beispielsweise betrifft bis heute eine häufig bei Führungen in der Gedenkstätte Buchenwald von Besuchern gestellte Frage die nach der Aufbewahrung von Schrumpfköpfen und Lampenschirmen. Vgl. Pampel (2007).

² Vgl. Strzelecki (1999); Strzelecki (2000).

2. Formen der „Verwertung“

Wollte man die „Verwertung“ von Leichen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach ihren Formen rubrizieren, könnte unterschieden werden zwischen einer industriell betriebenen, einer zu „Forschungszwecken“ betriebenen und einer aus rein zynischen³ Motiven betriebenen „Verwertung“.

Hierbei stellt es mit Blick auf den Forschungsstand zunächst ein Problem dar, dass heute alleine die systematische, nach industriell-automatisiertem Muster betriebene „Verwertung“ weitgehend offen liegt, wie sie vor allem mit dem Zahngold, mit dem Haar und der Asche der Ermordeten betrieben wurde.⁴

Industriell betriebene Verwertung

Der Befehl Himmlers, das bei den in den Konzentrationslagern gestorbenen Häftlingen vorhandene Zahngold herausbrechen zu lassen, ist datiert auf den 23. September 1940. Es sollte allmonatlich an das SS-Sanitätsamt abgeliefert werden, das dieses Gold wiederum dafür verwendete, SS-Leute zahnärztlich zu betreuen. 1941, nach dem Überfall auf die Sowjetunion und damit mit dem Beginn des Vernichtungskrieges, nahmen die Pläne, Vernichtungslager mit einem Maximum an Mordkapazität und allen erdenklichen Formen der wirtschaftlichen Ausbeutung zu errichten, innerhalb kürzester Zeit umsetzende Gestalt an. Die „Verwertung“ der Leichen mit Blick auf das Zahngold (und anderen Edelmetall-Zahnersatz) wurde nun dergestalt systematisiert, dass bereits während der Prozeduren der Aufnahme neu eingelieferter Häftlinge eine Prüfung des Gebisses vorgenommen wurde und künstliche Zahnglieder in den Häftlingspersonalbogen eingetragen wurden. Als Ende 1942 neue Gaskammern und Krematorien für Birkenau gebaut wurden, war in den Bauplänen bereits die Errichtung eines Arbeitsraums vorgesehen, in dem dann ab 1943 aus dem Gebiss der Opfer entfernte künstliche Zähne aus Gold, Silber und Edellegerung zu Barren umgeschmolzen wurden. Hierfür wurden ausschließlich Häftlinge eingesetzt.⁵ Die erbeuteten Goldmengen waren bereits Ende 1942 so erheblich, dass der Edelmetallbedarf der SS für Zahnbehandlungen für fünf Jahre gedeckt war. Das Sanitätsamt SS verfügte zu diesem Zeitpunkt über einen Bestand von über 50 kg von aus Gebissen der umgebrachten Häftlinge stammenden Goldes, sodass wenig später die Verwaltung der KZs dazu überging, das Zahngold (sowie Zahnbruchgold und künstliche Zähne) an das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt abzuliefern. Von hier wurde ein Teil des Goldes weitergeleitet an die Reichsbank.

³ Der Begriff der „zynischen Verwertung“ versucht, auf der Ebene des Motivs die von SS-Leuten betriebene Verarbeitung von Leichenteilen zu im weitesten Sinne „handwerklichen“ Produkten wie den Lampenschirmen zu erfassen. Er soll nicht suggerieren, dass es sich bei den anderen Formen der „Verwertung“ nicht ebenfalls um zynische Verbrechen handelt.

⁴ Vgl. zum Folgenden, wenn nicht anders gekennzeichnet, Strzelecki (1999), Strzelecki (2000).

⁵ Auch in den Krematorien wurden Häftlinge eingesetzt. In Auschwitz hatten Häftlingszahnärzte unmittelbar vor der Verbrennung der Leichen, unter strenger Bewachung der SS, die Gebisse im Eilverfahren genau durchzusehen und die Zähne mit Zahnmeißel, häufig auch mit Brechstangen herauszubrechen. Siehe hierzu das Protokoll der Aussage von Henryk Tauber, bis 1945 Angehöriger des Sonderkommandos in Auschwitz, in: Piper/Dlugoborski (1999), S. 273 ff.

1944 gewann die SS allein im Konzentrationslager Auschwitz monatlich zwischen 12 und 40 kg Zahngold.⁶

Ungefähr 7.000 kg Haare, größtenteils versandfertig verpackt in Papiersäcke, fand die Rote Armee 1945 bei der Befreiung von Auschwitz vor. Es musste von ungefähr 140.000 ermordeten Häftlingen stammen. Die „Verwertung“ des Haares der Häftlinge aller KZs für wirtschaftliche Zwecke war im August 1942 durch das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt angeordnet worden. Jüdischen Frauen wurde das Haar in den Vernichtungslagern Belzec, Treblinka und Sobibor unmittelbar vor der Ermordung in den Gaskammern, in Auschwitz unmittelbar danach abgeschnitten. Ab 1943 wurde in elf KZs auch das Haar der männlichen Häftlinge verwertet. Es wurde gesammelt, getrocknet und an Fabriken verkauft, an Filzfabriken und Teppichfabrikanten, aber auch zur Herstellung von Zeitzündern und Seilen verwendet.

Wirtschaftlicher „Verwertung“ zugeführt wurden auch die Asche und die Knochen der in den Krematorien verbrannten Leichen. Zum Teil wurde die Asche in Flüsse und Teiche geschüttet. Menschenasche aus den Konzentrationslagern wurde jedoch auch als Füllmaterial beim Straßenbau, zur Wärmeisolation in Gebäuden und zur Verarbeitung zu Düngemittel verwendet.

Dem Vernichtungsapparat der Konzentrationslager dienstbar gemacht wurde schließlich auch das Fett, das sich beim Verbrennen der Leichen in den Krematoriums-öfen bildete. Es wurde zur Beschleunigung des Verbrennungsprozesses verwendet. Nicht hinreichend erforscht ist, in welchem Maße aus menschlichem Fett Seife hergestellt wurde. Als gesichert gilt, dass im Anatomischen Institut der Medizinischen Hochschule Danzig u. a. zur Reinigung von Sektionstischen und Autopsieräumen Seife aus menschlichem Fett verwendet wurde, das von Leichen aus einem Gefängnis, einer Krankenanstalt und dem Konzentrationslager Stutthof stammte.⁷

„Selektive“, „wissenschaftliche“ und „zynische“ „Verwertung“

Erst in jüngster Zeit hat sich die Holocaust-Forschung intensiver mit der „selektiven“, gezielt zur „Verwertung“ für „wissenschaftliche“ Zwecke verfolgten Ermordung von KZ-Häftlingen befasst. So wurden, als die Reichsuniversität Straßburg mit Skeletten beliefert werden sollte, KZ-Insassen getötet, um die Skelettsammlung zu kompletie-

⁶ Die Leichenfledderei in den Mordstätten der „Aktion T4“ verlief nach dem gleichen Ablauf: Patienten mit Zahngold wurden vor der Ermordung gekennzeichnet, nach der Ermordung wurde ihnen das Zahngold entnommen; dieses wurde weitergeleitet an die Zentrale in Berlin, von wo (zumindest ein Teil) an die Reichsbank übergeben wurde. Vgl. Friedlander (1997), S. 170 ff.

⁷ Bereits während des Nürnberger Prozesses hatte die russische Anklage dahingehende Zeugenaussagen vorgelegt, ohne dass der Alliierte Gerichtshof selbst den Angaben weiter nachgegangen wäre. 1948 wurde ein Verfahren gegen den Danziger Anatomie-Professor Rudolf Spanner eingestellt; die Anschuldigungen schienen widerlegt. 1960 widmete sich das Institut für Zeitgeschichte (München) erneut dieser Frage und kam zu demselben Ergebnis. Erst 2006 wurde durch Nachforschungen des im Jahr 2000 zur Aufklärung und Bewältigung sämtlicher Verbrechen von 1939-1989 in Polen gegründeten staatlichen Instituts der Nationalen Erinnerung der Beleg erbracht, dass im Anatomischen Institut verwendete Seife auch von Leichen aus dem KZ Stutthof stammte. Vgl. Anonymus (2006); vgl. Auerbach (1998), S. 185 f.

ren.⁸ Für die SS-ärztliche Akademie in Graz wurden Häftlinge mit ungewöhnlicher körperlicher Konstitution ermordet und skelettiert.⁹ Hinzu kommen die zahllosen Experimente am Menschen in den KZs, bei denen der Tod der Häftlinge häufig nicht nur in Kauf genommen wurde, sondern im Vorhinein Teil des „Experiments“ war.¹⁰

Weit weniger erforscht sind Formen und das Ausmaß der „Verwertung“, die ausschließlich auf eine zynische Entwürdigung der Opfer zielte: der Verwendung der Leichen zur Herstellung von Gegenständen, die für den privaten Gebrauch von SS-Leuten, zur musealen Zurschaustellung in den Konzentrationslagern selbst und als „Geschenkartikel“ dienten: Sättel, Schuhe, Hosen, Taschen, Bucheinbände, Lampenschirme, die aus präparierten Häftlingshäuten gefertigt wurden.¹¹

3. Historisches Gedächtnis, wissenschaftlicher Diskurs, NS-Täterforschung

Mit Blick auf die Fragestellung des zweiten Teils des Projektvorhabens werden verschiedene mögliche Annäherungen ins Auge gefasst. Der Fokus wird auf einer Analyse der Repräsentationen der „Verwertung“ der Ermordeten des Holocaust (1.) im jüdisch-theologischen Diskurs und (2.) in der Literatur nach Auschwitz liegen sowie (3.), worauf hier bereits ausführlicher eingegangen werden kann, auf der gedächtnispolitischen und -wissenschaftlichen Auseinandersetzung in Deutschland. Ziel ist es, hierauf aufbauend Perspektiven für eine Täterforschung zu entwickeln, die sich dieses bislang eher ausgeblendeten Teils des Verbrechenskomplexes Holocaust annimmt.

Dass besonders die Bilder der „zynisch“ betriebenen „Verwertung“ im Gedächtnis geblieben sind, hat offenbar verschiedene Gründe. Als 1945 die KZs von den Alliierten befreit wurden, als Bilder von dem gigantischen Ausmaß der Ermordung in der Öffentlichkeit erschienen, war dies weltweit und zweifellos auch für viele Deutsche ein Schock.¹² Für die ersten Jahre allerdings, möglicherweise Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs ist eine besondere Bedeutung zu vermuten in den durch die Prozesse gegen die Frau des Kommandanten des KZ Buchenwald bekannt gewordenen grausigen Details der ‚zynischen Verwertung‘.¹³ Für die Verfahren gegen Ilse Koch Ende der 1940er Jahre/Anfang der 1950er Jahre interessierte sich auch die Sensationspresse. Im Mittelpunkt ihres Interesses stand das Detail der Lampenschirme aus

⁸ Vgl. u. a. Steegmann (2005); Winau (2005).

⁹ Vgl. u. a. Klee (1997), S. 43.

¹⁰ Siehe u. a. Ebbinghaus/Roth (2001); Roth (2001); Sachse (2003); Hahn et al. (2005); Steegmann (2005); Kopke/Schultz (2006); Ebbinghaus/Roth (2007), und im Überblick Benz (2008); Pasternak (2006) sowie Winau (2005).

¹¹ In der Forschungsliteratur finden sich nur verstreut Beispiele für eine eingehendere Aufarbeitung; siehe beispielsweise das Unterkapitel „Gewerbliche Erzeugnisse der Pathologie“ bei Klee (1997), S. 42 ff. sowie den Artikel von Auerbach (1998), S. 137 f., aber auch den von Martina Dase gedrehten Film „Schatten des Schweigens“ (2005).

¹² Vgl. zur Geschichte der Wirkung von Fotografien des Holocaust und der Befreiung der Konzentrationslager Brink (1998); Fackler (2005); Haggith (2007); Steinle (2006); Zelizer (2008).

¹³ Vgl. Smith (1994); Przyrembel (2001).

Menschenhaut, die die „Hexe von Auschwitz“ angefertigt haben soll. Die Gazetten sprachen von der „Lampenschirm-Ilse“, im „Spiegel“ war von der „Lady mit Lampenschirm“ die Rede. Sie und damit – Ulrich Herbert hat darauf hingewiesen – ausgerechnet eine Frau setzte sich als Personifikation des sadistischen Nazischergen durch.¹⁴ Die Prozesse dürften zugleich eine nicht zu unterschätzende Wirkung in Deutschland auch dahingehend gehabt haben, eine Absetzung von Schuld und Verstrickung der „ganz normalen“ Deutschen bei der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden herzustellen und den Holocaust als das Werk einer (auch zahlenmäßig überschaubaren) Clique von Psychopathen und Perversen zu verdrängen.

In diesem Zusammenhang bedarf die in der Erinnerungspolitik der DDR und in der sowjetischen Propaganda erfolgte Überstrapazierung dieser Form der nationalsozialistischen Gräueltaten an den Toten der Konzentrationslager einer näheren Untersuchung, die auch die Funktion dieser Überstrapazierung in den Blick nehmen sollte. Nachdem – wie es sich dann allerdings mit Gewissheit erst Anfang der 1990er Jahre herausstellte – im Westen zurecht Zweifel an der Echtheit des in der DDR-Ausstellung in Buchenwald gezeigten Lampenschirms geäußert worden waren und außerdem mit Blick auf die Person, die zum Inbegriff des Sadismus der SS in den Lagern geworden war, Ilse Koch, sich die Geschichte mit dem Lampenschirm als unzutreffend und als „Entlastungsphantasie des Publikums“ (Ulrich Herbert) herausgestellt hatte, nutzte die rechtsradikale Publizistik im Westen seit den 1950er Jahren das Einfallstor, um von der „Lampenschirm-Lüge“ zu sprechen. Die Wirkung dieser Publizistik ist bislang nicht untersucht worden, der Begriff „Lampenschirm-Lüge“ heute allgemein auch vergessen. Wer allerdings im Internet nach dem Begriff „Lampenschirm“ recherchiert, stellt freilich schnell fest, dass bis heute in rechtsradikalen Foren die „Lampenschirm-Lüge“ immer noch gerne bedient wird.

Mit Blick auf die Diskursivierung in Deutschland ist dann zu fragen nach der Rezeption verschiedener ab den 1960er Jahren in den Kulturwissenschaften und der Philosophie formulierten Thesen, was ebenfalls noch nicht Gegenstand einer zusammenhängenden Untersuchung geworden ist. Am bekanntesten ist wohl das Diktum Günther Anders' von Auschwitz als dem „Beginn“ der „Verwandlung des Menschen in Rohstoff“, das er im zweiten Band seines Buches „Die Antiquiertheit des Menschen“ formuliert hat. Anders' Werk liefert zudem Vorschläge einer philosophisch-anthropologisch angelegten Täterforschung im „Zeitalter der Technokratie“.¹⁵ Im 20. Jahrhundert, so Anders' Ausgangs- und zugleich Kernthese, sei die Technik selbst zum Subjekt geworden. Aktivitäten würden üblicherweise als Arbeiten ausgegeben, die in Wirklichkeit keine Arbeiten sein müssten. In der technokratischen Epoche gelte dies auch für Untaten wie die Verrichtung der Tötungen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern, die den Tätern als Tötungs-„Arbeit“ zugewiesen und daher „[m]it bestem Gewissen, weil ohne Gewissen“¹⁶ ausgeführt worden seien. Mit Blick auf die „Verwertung“ der Leichen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern zieht Anders eine Parallele zu Kannibalen-Zeiten, aber auch zu den US-amerikanischen Soldaten, die

¹⁴ Vgl. Herbert (2004), S. 21.

¹⁵ Anders (1980).

¹⁶ Ebd., S. 168.

mit japanischen Goldzähnen aus dem Pazifikkrieg heimgekehrt waren. Anders: „Die GIs zeigten mir diese arglos. Arglos deshalb, weil es ihnen selbstverständlich war, in der Welt einen Rohstoff zu sehen, und ebenso selbstverständlich, dieser Welt eben auch die japanischen Mitmenschen zuzurechnen.“¹⁷ Glücklicherweise, so Anders weiter, seien diese Formen der „Verwandlung des Menschen in Rohstoff“ „Ausnahme-Erscheinungen“¹⁸ geblieben. Hier aber geht mehr durcheinander, als vielleicht auf den ersten Blick ersichtlich ist.

Genau besehen ist diese vielfach in der Literatur übernommene Einordnung Anders' von Auschwitz als dem „Beginn“ der „Verwandlung des Menschen in Rohstoff“ eigentlich beschrieben als der Beginn von einer „Ausnahme“. Insbesondere aber ist zu überlegen, inwiefern der Vergleich der „Verwertung“ der Leichen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern – Anders nennt im Einzelnen die Goldzähne, die Haare, das Fett – mit GIs, die im Zweiten Weltkrieg japanischen Gefallenen die Goldzähne raubten, übersieht, dass diese Taten der GIs wohl eher einem altbekannten Phänomen in Kriegen verwandt oder zuzuordnen sind: der Sammlung soldatischer Trophäen des Krieges, die man(n) dem Gegner abnimmt, herumzeigt und aufbewahrt. Man denke etwa an Ernst Jünger und die von ihm durchschossenen Helme aus dem Ersten Weltkrieg, die er noch im hohen Alter Besuchern gerne (und arglos) zeigte. Dies lenkt aber die Frage darauf, was im Holocaust, im „Krieg gegen die Juden“, von dem Hitler von 1941 an wiederholt sprach, möglicherweise aus diesem Repertoire soldatischer Symbol- und Bilderwelten in Form von Verkehrungen gerade mit Blick auf die „Verwertung“ der Ermordeten aufzufinden ist – eine Frage, die einen möglichen methodischen Zugriff für eine Täterforschung liefert, die die Auseinandersetzung mit den Gräueln am toten Körper in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern integriert.

Literatur

1. Anders (1980): G. Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980.
2. Anonymus (2006): Körperteile von NS-Opfern zu Seife verarbeitet. „Der Standard“ vom 13.10.2006, www.derstandard.at/?url=/?id=2615592 [04.01.09].
3. Auerbach (1998): H. Auerbach, Stichworte „Lampenschirme aus Menschenhaut“ und „Seife aus Judenfett“, in: W. Benz (Hrsg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*, 9. Aufl., München 1998, S.137-138, S. 185-186.
4. Benz (2008): W. Benz: Medizinische Versuche in Dachau, in: Ders. und A. Königseder, *Das Konzentrationslager Dachau. Geschichte und Wirkung nationalsozialistischer Repression*, Berlin 2008, S. 89-102.
5. Brink (1998). Cornelia Brink, *Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945*, Berlin 1998.

¹⁷ Ebd., S. 22.

¹⁸ Ebd.

6. Dunker (2003): A. Dunker, Die anwesende Abwesenheit. Literatur im Schatten von Auschwitz, München 2003.
7. Ebbinghaus/Roth (2001): A. Ebbinghaus, K. H. Roth, Kriegswunden. Die kriegschirurgischen Experimente in den Konzentrationslagern und ihre Hintergründe, in: A. Ebbinghaus, K. Dörner (Hrsg.), Vernichten und Heilen. Der Nürnberger Ärzteprozess und seine Folgen, Berlin 2001, S. 177-218.
8. Ebbinghaus/Roth (2007): A. Ebbinghaus, K. H. Roth, Medizinverbrechen vor Gericht. Die Menschenversuche im Konzentrationslager Dachau, in: L. Eiber, R. Sigel (Hrsg.), Dachauer Prozesse. NS-Verbrechen vor amerikanischen Militärgerichten 1945-48 – Verfahren, Ergebnisse, Nachwirkungen, Göttingen 2007, S. 126-159.
9. Fackler (2005): G. Fackler, Panoramen von Macht und Ohnmacht. KZ-Bilder als ikonisierte Erinnerung und historisches Dokument, in: H. Gerndt, M. Haibl (Hrsg.), Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkswissenschaftlichen Bildwissenschaft, Münster (u. a.) 2005, S. 251-274.
10. Friedlander (1997): H. Friedlander, Der Weg zum NS-Genozid. Von der Euthanasie zur Endlösung, Berlin 1997.
11. Haggith (2007): T. Haggith, Die Filmaufnahmen von der Befreiung Bergen-Belens und ihre Auswirkungen auf das Verständnis vom Holocaust, in: R. Schulze, W. Wiedemann (Hrsg.), AugenZeugen. Fotos, Filme und Zeitzeugenberichte in der neuen Dauerausstellung der Gedenkstätte Bergen-Belsen, Celle 2007, S. 51-101.
12. Hahn et al. (2005): J. Hahn, S. Kavčič, Ch. Kopke (Hrsg.), Medizin im Nationalsozialismus und das System der Konzentrationslager. Beiträge eines interdisziplinären Symposiums, Frankfurt/Main 2005.
13. Herbert (2004): U. Herbert, Wer waren die Nationalsozialisten? Typologien des politischen Verhaltens im NS-Staat, in: G. Hirschfeld, T. Jersak (Hrsg.), Karrieren im Nationalsozialismus. Funktionseliten zwischen Mitwirkung und Distanz, Frankfurt/Main (u. a.) 2004, S. 17-42.
14. Klee (1997): E. Klee, Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer, Frankfurt/Main 1997.
15. Kopke/Schultz (2006): Ch. Kopke, G. Schultz, Die Menschenversuche mit dem Kampfstoff Lost im KZ-Sachsenhausen (1939) und die Debatte über die Rolle des Wehrmachtstoxikologen Wolfgang Wirth, in: W. U. Eckart, A. Neumann (Hrsg.), Medizin im Zweiten Weltkrieg. Militärmedizinische Praxis und medizinische Wissenschaft im „Totalen Krieg“, Paderborn (u. a.) 2006, S. 113-129.
16. Pampel (2007): B. Pampel, „Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist“. Zur Wirkung von Gedenkstätten auf ihre Besucher, Frankfurt/Main (u. a.) 2007.
17. Pasternak (2006): A. Pasternak, Inhuman research. Medical experiments in German concentration camps, Budapest 2006.
18. Piper/Długoborski (1999): F. Piper, W. Długoborski (Hrsg.), Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Bd. 3, Vernichtung, Oświęcim 1999.
19. Przyrembel (2001): A. Przyrembel, Transfixed by an image. Ilse Koch, the 'Kommandeuse of Buchenwald', German History 19 (2001), S. 369-399.

20. Roth (2001): K. H. Roth, Tödliche Höhen. Die Unterdruckkammer-Experimente im Konzentrationslager Dachau und ihre Bedeutung für die luftfahrtmedizinische Forschung des „Dritten Reichs“, in: A. Ebbinghaus, K. Dörner (Hrsg.), Vernichten und Heilen. Der Nürnberger Ärzteprozeß und seine Folgen, Berlin 2001, S. 110-151.
21. Sachse (2003): C. Sachse (Hrsg.), Die Verbindung nach Auschwitz. Biowissenschaften und Menschenversuche an Kaiser-Wilhelm-Instituten, Göttingen 2003.
22. Smith (1994): A. L. Smith, Die Hexe von Buchenwald. Der Fall Ilse Koch, 2. Aufl., Weimar (u. a.) 1994.
23. Steegmann (2005): R. Steegmann, La Faculté de Médecine de la Reichsuniversität de Strasbourg et les expérimentations médicales au KL-Natzweiler, in: C. Baechler, F. Igersheim, P. Racine (Hrsg.), Les Reichsuniversitäten de Strasbourg et de Poznan et les résistances universitaires, 1941-1944 (= Collection Les Mondes Germaniques, Bd. 12), Strasbourg 2005, S. 143-158.
24. Steinle (2006): M. Steinle, Dachau, Filmbilder der Befreiung. Zur Entstehung, Verwendung und Festschreibung der KZ-Ikonografie, in: A. Bernou-Fieseler, F. Théofilakis (Hrsg.), Das Konzentrationslager Dachau. Erlebnis, Erinnerung, Geschichte, München 2006, S. 159-182.
25. Stephan/Tacke (2007): I. Stephan, A. Tacke (Hrsg.), NachBilder des Holocaust, Köln (u. a.) 2007.
26. Strzelecki (1999): A. Strzelecki, Die Verwertung der Leichen der Opfer, in: W. Długoborski, F. Piper (Hrsg.), Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Bd. 2: Die Häftlinge. Existenzbedingungen, Arbeit und Tod, Oświęcim 1999, S. 484-506.
27. Strzelecki (2000): A. Strzelecki, Die Verwertung der Leichen, Hefte von Auschwitz 21 (2000), S. 101-164.
28. Winau (2005): R. Winau, Medizinische Experimente in den Konzentrationslagern, in: W. Benz, B. Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 1, München 2005, S. 165-178.
29. Zelizer (2008): B. Zelizer, La photo de presse et la libération des camps en 1945. Images et formes de la mémoire, in: M.-B. Vincent (Hrsg.), La dénazification, Paris 2008, S. 109-134.

VI. Der tote Körper im öffentlichen Raum

Die „Aneignungen“ des Leichnams. Eine Dekonstruktion der Umgangsformen mit dem toten Körper. Rumänen versus Deutschland

Dominik Groß und Armin Heinen

1. Vorbemerkungen: Verdrängung des Todes oder neue Sichtbarkeit des Todes?

Der derzeitige Diskurs um den gesellschaftlichen Umgang mit dem Tod ist von zwei (scheinbar) widersprüchlichen Thesen geprägt: der Tabuisierung des Todes auf der einen und der „Kultur des Todes“ auf der anderen Seite.¹

Die These von der Todesvergessenheit der postmodernen Gesellschaft – besonders prominent vertreten von Philippe Ariès² – ist bereits zum geflügelten Wort avanciert, und nicht wenige Autoren sehen in der Tabuisierung des Todes gar ein konstitutives Merkmal der Moderne.³ Gorer's Begriff der „Pornographie des Todes“⁴ bringt diese Sichtweise auf den Punkt: Demnach ist der Tod ähnlich wie die Sexualität schambesetzt und tabuisiert, und ähnlich wie der Umgang mit Sexualität weise auch der Umgang mit dem Tod pornographische Züge auf. Tatsächlich kam es mit der Technisierung, Medikalisierung und Hospitalisierung von Sterben und Tod zu einer stärkeren Auslagerung des Todes (und des Sterbens) aus dem Bereich des Alltags: Immer mehr Menschen sterben außerhalb der eigenen Familie und der eigenen vier Wände und immer weniger Menschen kommen folglich in Kontakt mit den Sterbenden: „Je weiter das 20. Jahrhundert vorrückte, desto lästiger wurde die Anwesenheit des Kranken im Hause“.⁵ Der Auslagerung des Todes entspricht die gesellschaftliche Tendenz zur Säkularisierung der Todesdeutungen.⁶

Doch gerade in der jüngeren Vergangenheit häuften sich auch anderslautende Stimmen: Johannes Paul II. warf der Moderne eine „Kultur des Todes“ vor und Macho und Marek propagieren eine „neue Sichtbarkeit des Todes“⁷. Auch andere Wissenschaftler beobachten eine „Revolution des Todes“⁸ und damit eine entschiedene Enttabuisierung des Todes in der Öffentlichkeit.⁹ Überdies ist seit dem Ende der 1960er Jahre eine Reihe von Bewegungen greifbar, die den Umgang mit dem Tod und dem toten Körper wieder in die öffentliche Diskussion einführen, wie etwa die zunehmende Beachtung der Thanatologie von Kübler-Ross, der Hospizbewegung und der Palliativ-

¹ Eine Problematisierung dieses Phänomens erfolgt im Projekt „Tod und toter Körper“ durch Andrea Esser, Dominik Groß, Hubert Knoblauch und Brigitte Tag; vgl. www.todundtoterkoerper.eu; vgl. auch Groß/Esser/Knoblauch/Tag (2007).

² Ariès (1993).

³ Nassehi/Weber (1989).

⁴ Gorer (1965).

⁵ Ariès (1993), S. 729.

⁶ Ebertz (1993).

⁷ Macho/Marek (2007).

⁸ Höpflinger (1986).

⁹ Knoblauch (2001).

medizin zeigen, die sich dem „guten Sterben“ verschrieben haben und eine neue Kultur des Sterbens und des Todes zu begründen scheinen. Gleichzeitig findet sich ein neuer, öffentlicher Umgang mit dem toten Körper, wie Ausstellungen über plastinierte Körper, neue Formate von Fernsehsendungen wie Gerichtsmedizin- und Bestattungsserien¹⁰ oder neue Bestattungsformen¹¹ zeigen.

So widersprüchlich sich die beiden skizzierten Grundthesen prima facie auch darstellen, so vereinbar bzw. geradezu komplementär erscheinen sie bei näherem Hinsehen: Das in der zweiten These greifbare neue Interesse am Tod des Menschen betrifft den Tod im Allgemeinen, den Tod im öffentlichen Raum, nicht aber den individuellen Tod. Von daher scheint es sinnvoll, eine Unterscheidung zwischen dem Tod in der Dritten Person und demjenigen in der Ersten und der Zweiten Person vorzunehmen: Der Tod in der Dritten Person ist demnach der Tod der „anderen“, der außerhalb des individuellen Erfahrungsraums liegt. Er erlaubt eine Rationalisierung und damit auch eine Thematisierung des Todes, eben weil er Ausdruck eines apersonalen Verhältnisses zum Tod ist. Der Tod in der Ersten und der Zweiten Person charakterisiert demgegenüber den Tod im „Nahbereich“, den eigenen, persönlichen Tod oder den eines nahen Angehörigen bzw. Vertrauten.

Trifft eine solche Differenzierung zu – und ebendiese Annahme ist die Grundlage des hier skizzierten Projektvorhabens – so stehen die Thesen der Tabuisierung und der Kultivierung des Todes nur scheinbar im Widerspruch zueinander, denn die Rationalisierung des Todes im Allgemeinen kann durchaus mit einem irrationalen Verhältnis zum Tod im persönlichen Erfahrungsraum einhergehen. Mit anderen Worten: Solange der Tod abstrakt oder apersonal bleibt, erfreut er sich eines zunehmenden Interesses.

2. Fragestellung, Begründungen und Vorannahmen

Untersuchungsgegenstand des hier skizzierten Projektvorhabens sind etwaige Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der „Aneignung“ des Leichnams in verschiedenen Kulturräumen. Konkret soll es um einen kontrastierenden Vergleich zwischen Rumänien als Vertreter des osteuropäischen Staatengefüges und Deutschland als Vertreter westlicher Kultur gehen.

Gerade die Analyse des „Beziehungsgefüge[s] zwischen Leichnam und Lebenden“¹² ermöglicht vielfältige Einblicke in Mentalitäten und kulturelle Traditionen einer Gesellschaft. Zugleich gibt sie Aufschluss über deren „Modernität“, und zwar im doppelten Sinne einer *Akzeptanz* von Modernität und einer spezifischen *Ausgestaltung* von Modernität. Das skizzierte Forschungsvorhaben will im interkulturellen Vergleich aufzeigen, wie im Verlaufe der Moderne – etwa im Zuge der steigenden Lebenserwartung, der Verwissenschaftlichung und Definitionsmacht der Medizin, der Medialisierung, fortschreitenden Säkularisierung und Individualisierung und der „Überstellung“ des Sterbenden in den Verantwortungsbereich der Medizin und der Pflege – die Rahmen-

¹⁰ Vgl. etwa Schneider (2006).

¹¹ Vgl. hierzu Groß/Ziefle in diesem Band.

¹² Zitiert nach Roser (2006).

bedingungen des Sterbens und der Umgang mit dem toten Körper Veränderungen unterlagen und wie gesellschaftliche Gruppen hierauf reagiert haben.

Fokussiert werden soll der Übergang von der Moderne zur Postmoderne als einem kulturellen Bruch, in dem sich die angesprochenen Prozesse beschleunigt und verstärkt haben. Diese gesellschaftsverändernden Entwicklungen treffen auf ein kulturelles Umfeld, das jeweils spezifisch auf die Neuerungen reagiert. Dabei erfolgte der entscheidende Umbruch, so eine These dieses Forschungsvorhabens, in den Jahren nach 1960: Aus medizingeschichtlicher Perspektive nutzt die Gesellschaft den toten Körper seither „wertschöpfend“.¹³ In sozialgeschichtlicher Hinsicht ist der tote Körper in professionelle Hände übergeben worden, aus mediengeschichtlicher Sicht kann der Leichnam ohne Tabubruch öffentlich gezeigt werden. Am Beispiel des Umgangs mit dem toten Körper soll die These der Vereinzelung und des Verlusts gemeinschaftsstiftender Rituale überprüft und nach alternativen Vergemeinschaftungsformen „moderner“ Gesellschaften gefragt werden. Drei „Gemeinschaften“ sind vor diesem Hintergrund zu unterscheiden: die Gemeinschaft der dem Toten direkt verbundenen Menschen, die Gemeinschaft der im Tod solidarisch handelnden Bürger, und eine durch Medien konstruierte Gemeinschaft.

Während diese Entwicklung die deutsche Gesellschaft nach 1960 unmittelbar erfasste, traf sie ein Land wie Rumänien verzögert, um danach umso nachhaltiger wirksam zu werden. Für die Zeit unter Ceausescu (hingerichtet 1989)¹⁴ kann man von einer selektiven Öffnung gegenüber westlichen Kultureinflüssen sprechen. Nach 1989 kam es zu einer umso stärkeren Modernisierung, nicht zuletzt durch Selbstanpassung und direkte Einflussnahme durch die EU.

Mit dem Vergleich der Länder Rumänien und Deutschland als jeweilige Vertreter ost- und westeuropäischer Kultur und Identitäten sollen zugleich einige Annahmen auf den Prüfstand gestellt werden:

Annahme 1:

Der Umgang mit dem Tod und dem toten Körper ist seit jeher ein Bereich menschlichen Lebens, der in gemeinschaftsstiftende Rituale eingebunden ist; hier erlebt die Gemeinschaft Verlust und Endlichkeit, hierfür hat sie zahlreiche Bewältigungsstrategien etabliert. Veränderungen im Umgang mit dem toten Körper spiegeln den Prozess der „Modernisierung“ als einen durch Menschen aktiv gestalteten Vorgang.

Annahme 2:

Der Terminus „Modernisierung“ beschreibt keinen Determinismus, sondern eine Form der Aneignung: Im Blickpunkt steht die gesellschaftliche Reaktion – von Reaktionen des Beharrens über Anpassungsleistungen bis zu neu komponierten Verhaltensweisen.

¹³ Groß (2008).

¹⁴ Heinen (2004). Siehe auch Bentzen (2007).

Annahme 3:

Der Vergleich zweier Staaten mit differierenden Traditionen, „Modernisierungsgeschwindigkeiten“ und Modernisierungsformen scheint geeignet, zum einen unterschiedliche „Aneignungen“ der Moderne und zum anderen vorhandene nationale Spezifika herauszuarbeiten.

3. Untersuchungsbereiche

Folgende drei Untersuchungsbereiche stehen im Fokus des Projektvorhabens:

3.1 Aneignung des Sterbenden und des Leichnams durch die Medizin

Der Umgang mit dem Sterben (Hospize, Palliativmedizin) und dem Leichnam (Leichenschau, Bestattung) ist in der Moderne, wie oben ausgeführt, durch eine weitgehende Professionalisierung und Hospitalisierung charakterisiert. Beide sind in Deutschland deutlich weiter fortgeschritten als in Rumänien.

Im Rahmen dieses Untersuchungsbereichs ist folgenden konkreten Fragen nachzugehen: Inwiefern kann man hierbei von einer Aneignung im Sinne rational-technischer Deutungen der lebensweltlichen Dimension Sterben/Tod sprechen? Inwieweit lassen sich im Umgang mit dem Sterben und dem Leichnam neue Formen der Vergemeinschaftung feststellen (beispielsweise die aus gesellschaftlichen Initiativen entstandene Hospizbewegung)? Wie fügt sich die aktuelle Diskussion um die Kommerzialisierung des menschlichen Körpers in diese historische Entwicklung?

Dabei ist zugleich die These zu prüfen, wonach die Gesellschaft – bzw. Medizin und Pflege als die zuständigen gesellschaftlichen „Kompetenzbereiche“ – in zunehmendem Maße die Verantwortung für das leibliche und seelische Wohl der Sterbenden übernimmt, im Gegenzug aber eine (neue) Verfügungsgewalt über den toten Körper geltend macht (Transplantationsmedizin, Kommerzialisierung des menschlichen Leichnams).

3.2 Präsentation des toten Körpers: Aufbahrungsrituale

Die Präsentation des toten Körpers vor seiner Bestattung kann als ein traditionelles Ritual in der Auseinandersetzung mit Sterben, Tod und Trauer gelten. Sie dient der Vergewisserung des Todes durch die Gemeinschaft und ermöglicht ihr das schrittweise Abschiednehmen im Angesicht des „maskierten“ Toten. Gerade hier scheinen Brüche mit der Tradition greifbar: So führten die Vereinheitlichungsbestrebungen der EU u. a. dazu, dass die in Rumänien übliche Abschiednahme vom Toten im häuslichen Umfeld reglementiert wurde und wird – eine Entwicklung, die in Rumänien zu einer öffentlichen Diskussion geführt hat.¹⁵

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, welche Bedeutung der Präsentation des toten Körpers als einem gemeinschaftsstiftenden Ritual zukommt und in welchem Ausmaß sie in Deutschland bzw. in Rumänien (noch) stattfindet. Welche Aspekte

¹⁵ Vgl. etwa einen Titel der rumänischen Tageszeitung, *Evenimentul Zilei*, in 12/2006: „EU sagt, wir dürfen unsere Toten nicht mehr zu Hause beweinen“. [“UE ne scoate mortul din casa”]. Zu traditionellen Aspekten vgl. Kreuter (2001), aber auch Nicoară (1995 und 2004).

bestimmen die Präsentation des toten Körpers? Welche Rolle spielt hierbei die Unversehrtheit des Leichnams? Wie verlief/verläuft die Durchsetzung neuer seuchenhygienischer Vorgaben im Umgang mit dem Leichnam? Inwieweit wirkt der professionalisierte Umgang mit dem toten Körper auf die Präsentation des toten Körpers zurück? Lassen sich Entfremdungsphänomene aufzeigen? Finden sich Zeichen einer Dekonstruktion von Gemeinschaft oder gibt es gar Anhaltspunkte für die Entwicklung neuer Gemeinschaftsstrukturen?

3.3 Der tote Körper im öffentlichen Raum

Der tote Körper spielt in Deutschland im öffentlichen Raum seit geraumer Zeit eine wachsende Rolle. Ähnliche Tendenzen lassen sich in jüngster Zeit auch für Rumänien aufzeigen. Auch an diese Feststellung knüpft sich eine Reihe von Fragestellungen: Seit wann lässt sich in den beiden untersuchten Staaten eine gesteigerte öffentliche Aufmerksamkeit gegenüber dem toten Körper nachweisen und welche Faktoren waren und sind hierfür von Bedeutung? Ist sie als Ausdruck eines neuen Verhältnisses zum Tod/Leichnam zu verstehen? Gibt es einen (festen) Platz für den toten Körper in der Öffentlichkeit? Welche Bedeutung kommt der medialen Präsenz von Leichnamen zu – sowohl im Nachrichten- und Bildungsformat (Kriege, Staatsverbrechen, Naturkatastrophen, Unfälle) als auch in Unterhaltungsformaten? Welche medialen Deutungsmuster für den Tod und das Wesen des Leichnams werden angeboten?

4. Methoden

- Literaturstudie (Analyse der einschlägigen Fachliteratur in Deutschland und Rumänien)
- Medienanalyse (überregionale Tages- und Wochenzeitungen, exemplarische Mitschnitte aus öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehsendern)
- Auswertung der verfügbaren Meinungsumfragen zum Themenfeld

Literatur

1. Ariès (1993): P. Ariès, Geschichte des Todes. 5. Aufl., München 1993.
2. Bentzen (2007): N. Bentzen, Despre morti numai de rau. Viata de apoi a lui Nicolae Ceausescu ca model al abjectiei in politica romaneasca, in: B. Murgescu (Hrsg.), Revolutia Romana din Decembrie 1989. Istorie si memorie, Polirom, Iasi 2007, S. 79-98.
3. Ebertz (1993): M. N. Ebertz, Die Zivilisierung Gottes und die Deinstitutionalisierung der ‚Gnadenanstalt‘. Befunde einer Analyse von eschatologischen Predigten, in: J. Bergmann, A. Hahn, Th. Luckmann, Religion und Kultur, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 33, Opladen 1993, S. 92-125.
4. Gorer (1965): G. Gorer, Death, Grief and Mourning in Contemporary Britain, New York 1965.

5. Groß (2008): D. Groß, Von der Carrel'schen Naht bis zur Multi-Organ-Verpflanzung: Die Entwicklung der Transplantationsmedizin, in: H. J. Winckelmann, D. Groß (Hrsg.), *Medizin im 20. Jahrhundert. Fortschritte und Grenzen der Heilkunde*, München 2008, S. 48-59.
6. Groß/Esser/Knoblauch/Tag (2007): D. Groß, A. Esser, H. Knoblauch, B. Tag (Hrsg.), *Tod und toter Körper. Der Umgang mit dem Tod und der menschlichen Leiche am Beispiel der klinischen Obduktion*, Kassel 2007.
7. Heinen (2004): A. Heinen, *Der Tod des Diktators und die Gegenwart der Vergangenheit: Rumänien 1989-2002*, *zeitenblicke* 3/1 (2004), www.zeiten-blicke.historicum.net/2004/01/heinen/index.html.
8. Höpflinger (1986): F. Höpflinger, *Bevölkerungswandel in der Schweiz. Zur Entwicklung von Heiraten, Geburten, Wanderungen und Sterblichkeit*, Grüesch 1986.
9. Knoblauch (2001): H. Knoblauch, *Fokussierte Ethnographie, Sozialer Sinn* 1 (2001), S. 123-141.
10. Kreuter (2001): P. M. Kreuter, *Der Vampirglaube in Südosteuropa. Studien zur Genese, Bedeutung und Funktion*, Berlin 2001.
11. Macho/Marek (2007): Th. Macho, K. Marek (Hrsg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, Paderborn 2007.
12. Nassehi/Weber (1989): A. Nassehi, G. Weber, *Tod, Modernität und Gesellschaft. Zu einer Theorie der Todesverdrängung*, Opladen 1989.
13. Nicoară (1995): Toader Nicoară, *Thanatos in grădinile lui Clio. Moartea și atitudinile în fața morții – obiect al investigațiilor istorice*, *Studia UBB – Historia* XL/1-2 (1995), S. 85-104.
14. Nicoară (2004): T. Nicoară (Hrsg.), *Caiete de antropologie istorică – Oamenii și moartea în societatea românească – III*, 1-2 (5-6), Januar-Dezember, Accent, Cluj-Napoca 2004.
15. Roser (2006): T. Roser, *Wundertätige Leichen: Das Beziehungsgefüge zwischen Leichnam und Lebenden. Nachgehende Überlegungen zur Ausstellung Körperwelten, Wege zum Menschen* 58/2 (2006), S. 108-121.
16. Schneider (2006): N. Schneider, Fernsehserie „CSI“ – Der Mensch als toter Körper, in: *F.A.Z.*, 21.02.2006, Nr. 44, S. 48.

Aufbahrungsrituale und ihre Bedeutung für die Trauerbewältigung in den westlichen Industriegesellschaften

Michael Rosentreter

Die Aufbahrung der Verstorbenen als eine Serviceleistung der Bestattungsbranche erlangt gegenwärtig eine neue Bedeutung. Nach und nach gehen einzelne Bestattungsunternehmer dazu über, ihren Kunden die Aufbahrung unter dem Aspekt der Abschiednahme und Trauerbewältigung anzubieten. Dabei war die Hausaufbahrung zumindest in den ländlichen Regionen der Bundesrepublik Deutschland bis zu Beginn der 1970er Jahre durchaus üblich. In diesem Beitrag soll der Rahmen erkundet werden, in dem der tote Körper durch die Praxis der Aufbahrung für die Trauerbewältigung dienstbar gemacht werden kann.

Historische Entwicklung

Die Verdrängung von Tod und Sterben aus dem öffentlichen Raum vollzog sich schrittweise im Zuge von Aufklärung und Moderne. Die Verlegung der Friedhöfe im frühen 19. Jahrhundert nach weit außerhalb der Stadtgrenzen kann als Beginn der Professionalisierung und Institutionalisierung der mit Tod und Sterben verbundenen Berufs- und Tätigkeitsfelder betrachtet werden. Dienten deren Angebote und Leistungen zuvor der Formung einer sepulkralen Ausdruckskultur für das sich bildende Bürgertum, so wurden ihre Dienste nun zunehmend unverzichtbar.

Die Furcht vor dem Scheintod, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einer gesellschaftlichen Belastung anwuchs, führte zu einer Fülle behördlicher Vorgaben bezüglich Aufbahrungszeiten, Leichenschau, Begräbnisfristen und z. T. skurriler Warnsysteme zur Erkennung des Scheintods. Zwar wurde die Dauer der Wartefristen verlängert, aber christliche Traditionen und ländliche Begräbnisrituale wurden durch die staatliche Bürokratie deutlich zurückgedrängt.

Der wissenschaftlich-technische Fortschritt und die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs führten in der Weimarer Republik zu einem weitgehend von bürokratischem und technokratischem Selbstverständnis geprägten Umgang mit Sterben und Tod. Basierend auf solchen gesellschaftlichen Auffassungen fand eine weitere Differenzierung der mit Tod und Sterben befassten Berufsgruppen und Einrichtungen statt. Der Zweite Weltkrieg mit seiner Masse an Toten brachte es mit sich, dass zu Beginn der 1960er Jahre behördlich allertorten Leichenhallen errichtet wurden und die häusliche Aufbahrung in der Bundesrepublik stark eingeschränkt, in Österreich sogar grundsätzlich verboten wurde. In den ländlichen Regionen war der Brauch der häuslichen Aufbahrung durch den Umstand fehlender Friedhofskapellen und Leichenhäuser noch bis zum Beginn der 1970er Jahre üblich.

Tod und Trauer

Mit dem Namen eines Menschen als Chiffre seiner Identität sind Berufsposition, Mitgliedschaften und soziale Rollen verbunden. Wenn ein Mensch stirbt, hinterlässt er eine Leerstelle innerhalb dieser Netzwerke. Als sozial tot gilt, wer von den anderen nicht mehr als aktiv handelndes Individuum wahrgenommen wird. Die Grausamkeit des sozialen Todes liegt darin, dass er lange vor dem eigentlichen, dem physischen Tod einsetzen kann, man denke nur an Demenzzranke oder die Isolation Schwerstpflegebedürftiger in so manchem Altenheim. Umgekehrt lebt der Verstorbene sowohl im Bewusstsein der ihn als Persönlichkeit identifizierenden Mitmenschen wie in den seine Existenz manifestierenden Attributen von Besitz und Zugehörigkeit als Objekt sozialer Handlungen über den physischen Tod hinaus weiter. Genauer gesagt: Der Umgang mit der Erinnerung und mit den an den Verstorbenen erinnernden Gegenständen muss erlernt werden. Diese soziale Handlung heißt Trauern. Doch dies ist nur ein soziologischer Aspekt von Trauern.

Im Dokumentationsband zur 1. Thanato-Psychologie-Tagung definiert Jiřy Bojanovsky in Anlehnung an Sigmund Freud Trauer als eine „Reaktion auf einen schmerzhaften Verlust einer Bindung, die deutliche, wenn auch meistens vorübergehende Störungen des biologischen, psychischen und sozialen Gleichgewichts des Menschen darstellen.“ Die von Freud so bezeichnete *Trauerarbeit* beinhaltet vor allem drei Aspekte: Der schwerste und langwierigste Teil dieser Arbeit ist die emotionale Lösung von dem Liebesobjekt gegen die eigenen inneren Widerstände. Dazu gehört auch, dass man sich die Ambivalenz in der Beziehung zu der verstorbenen Person vergegenwärtigt. So können Geschwister als Beschützer, aber auch als Rivalen wahrgenommen werden, Eltern bei aller Liebe als überprotektiv und behindernd. Psychologisch betrachtet ist die schmerzhafteste Trauerarbeit vollendet, wenn jede einzelne an das Liebesobjekt geknüpfte Erinnerung oder Erwartung gelöst worden ist, d. h. die Erinnerung nicht mehr an starke Gefühlserregungen gebunden ist. Die Störung dieser zeitlich begrenzten Verlustreaktion hält Freud in seiner Schrift „Trauer und Melancholie“ als unzuverlässig für das Gelingen der Trauerarbeit.

Umgekehrt besteht seitens der Gesellschaft ein Interesse daran, Trauer nicht dysfunktional werden zu lassen. So bestehen jeweils sozio-kulturell definierte Erwartungen über die Dauer der akzeptierten Desintegration oder das Ausmaß der tolerierten Einbußen in der Leistungs- und Beziehungsfähigkeit der Trauernden.

Der Trend zur Medikalisierung stark trauernder Menschen zeigt, dass Trauernde allgemein als hilfsbedürftig erachtet werden und einer besonderen Rücksichtnahme bedürfen. Dieser Zustand der Trauer wurde und wird regional unterschiedlich z. B. durch Trauerkleidung oder eine besondere Haar- und Bartracht symbolisiert.

Doch welche Rolle kommt im Kontext der Aufbahrung dem toten Körper im Sinne seiner Dienstbarmachung für die Trauerarbeit zu?

Die Wahrnehmung des toten Körpers nahestehender Personen wird in der Regel als bedrückend empfunden, weil das Bewusstsein den Tod des vor kurzem noch lebendigen, geliebten Menschen kaum erfassen kann. Der Verlust aller erkennbaren Lebenszei-

chen löst vielfältige Gefühle aus: Ohnmacht angesichts der Macht und Unumkehrbarkeit des Todes, Ergriffenheit von der Leblosigkeit des Leichnams, Scheu vor dessen Kälte, Unsicherheit in Anbetracht der sich abzeichnenden Veränderungen im Leben.

In den philosophischen Betrachtungen Martin Bubers wird das Problem der Trauern deutlich. Die Sicht des Menschen auf die Welt ist eine zweifache: Im Dialog von „*Ich* und *Du*“ kommen die persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander zum Tragen – der Dialog des *Ich* und *Es* entspricht dem Umgang mit der sächlichen Welt. Der lebendige Mensch ist Subjekt, handelnde und fühlende Persönlichkeit – der entseelte, leblose Körper wird zum bloßen Objekt.

Arnold Gehlen benennt das Problem: „Der Tod ist denkend nicht erfassbar und dem begrifflichen Denken verschlossen.“ Folglich ist es sinnvoll, den Hinterbliebenen diese Wandlung mithilfe des Leichnams des verlorenen Menschen in allen Empfindungsqualitäten nachvollziehbar zu machen. Genau darin könnte der Nutzen der Aufbahrung für das Gelingen der Trauerarbeit liegen.

Soziologische Aspekte der Trauerbewältigung: Rituale, Individualisierung, Bricolage

Aus dem Bereich des Sakralen abgeleitet sind Rituale – heute Bewältigungstechniken – im Alltag und in besonderen Lebenssituationen. In einer säkularisierten Moderne kommunizieren Rituale kulturelles Wissen, sie dienen somit Legitimitäts- und Plausibilitätsstrukturen für soziales Handeln. In dieser Funktion konstituieren sie sozialen Sinn und fördern soziale Integration. Aber auch auf der Mikroebene haben sie ganz konkreten Nutzen für das Individuum. Durch ihren vermittelnden Symbolgehalt tragen sie zur Reduktion von Komplexität bei und verhelfen durch vorgegebene Handlungsabfolgen sowie durch soziale Kontrolle zu Verhaltenssicherheit und psychischer Entlastung in Problemsituationen. Im Kontext von Trauer signalisieren Rituale der Umwelt den Statuswechsel der Betroffenen und schaffen Raum für das Ausleben von Gefühlen und kognitiven Verarbeitungsprozessen. Eine besondere Bedeutung erhalten Rituale bei sozialen Übergängen und am Schnittpunkt von Weltlichkeit und Transzendenz, wie sie der Tod eines Menschen mit sich bringt. Doch wo ist in modernen Industriegesellschaften Raum für Rituale?

Im zweiten Teil seiner Gesellschaftsanalyse „Die Risikogesellschaft“ beschreibt Ulrich Beck die Folgen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. Dieser führt zur Transformation der sozialen Institutionen und Ent-Traditionalisierung der industriegesellschaftlichen Lebensformen. Als Individualisierung bezeichnet Beck die Freisetzung des Einzelnen aus historisch vorgegebenen Rollen innerhalb dieses sozialen Wandels, die sowohl zur Chance als auch zur Verpflichtung wird. Einerseits entstehen neue Deutungs- und Gestaltungsräume bzgl. Biographieformen, Plausibilitätsstrukturen, Lebensstil und Kultur – andererseits impliziert diese Offenheit Unsicherheit und notwendigerweise die Verpflichtung zu biographischen Lösungen, Kreativität und Sinnsuche. Der zeitgemäßen, gebrochenen Patchworkbiographie stellt Beck das Prinzip der religiösen Melange zur Seite.

Seit der Aufklärung hat die Wissenschaft zunehmend die Religion als Handlungs- und Legitimationsgrundlage menschlichen Seins zurückgedrängt. Wissenschaftliche Aussagen sind empirisch belegbar und geben rationale Anweisungen für zweckmäßiges Handeln. Antworten auf die letzten Fragen im Zusammenhang mit Sinn, Sterblichkeit und Weiterleben sucht der Mensch seit jeher bei den Religionen oder dem, was ihm sonst noch transzendente Erkenntnis verspricht. Rituale beziehen sich auf solche Weltanschauungen und vermögen moralische und sinnstiftende Aussagen zu vermitteln. Gerade für den Erfahrungsbereich von Tod und Sterben bleibt die Wissenschaft die Beantwortung der elementaren Fragen schuldig. In einer individualisierten Welt muss sich der Einzelne selber auf die Sinnsuche begeben. Das Ergebnis dieser Suche ist offen, was in den demokratischen Gesellschaften, in denen die Religionsfreiheit verfassungsrechtlich verankert ist, erlaubt und geradezu erwünscht ist. So konstruiert der individualisierte Mensch aus Elementen verschiedener Religionen und Kulturen seine eigene private Glaubenswelt (Bricolage). Der Wissenschaftsjournalist Jörg-Uwe Albig bezieht sich auf eine Umfrage, laut der jeder vierte Deutsche der Meinung ist, dass man sich aus verschiedenen Lehren seinen eigenen Glauben zusammenstellen solle.¹

Forschungsstand und Forschungsinteresse

Die Praxis der Sterbebegleitung und der Aufbahrung wird in der wissenschaftlichen Literatur erst in den letzten zehn Jahren thematisiert, und zwar vor allem in Publikationen zu den Bereichen Pflege und Palliativmedizin. Die Beiträge erstrecken sich auf anthroposophische, humanistische und ethische Betrachtungen der Themenkreise Sterbebegleitung und Aufbahrung. Empirische Arbeiten, z. B. zu Verbreitung, Praxis und Nutzen der Aufbahrung werden hingegen vernachlässigt.

Im Jahr 2000 befragten Cornelia Plenter und Bärbel Uhlmann in teilstandardisierten Interviews 75 Angehörige von Patienten, die innerhalb eines Jahres im Gemeinschafts Krankenhaus Herdecke verstorben waren, nach ihren Erfahrungen mit der Aufbahrung. Neben einer Vielzahl positiv zu wertender Erfahrungen konnten zwei konstitutive Elemente für die beschriebene Aufbahrungspraxis identifiziert werden: die personelle Unterstützung der Hinterbliebenen bei ihrer Trauer und das Vorhandensein angemessener räumlicher Bedingungen.

An der Universität Mainz befragten Randolph Ochsman, Martin Weber und Christoph Huber Ärzte nach dem Stellenwert, den sie der häuslichen Aufbahrung beimessen. Nur 22,4 % der Befragten war überhaupt bekannt, dass vom Gesetzgeber eine häusliche Aufbahrungszeit von 36 Stunden in jedem Falle zugestanden wird.

Im Gegensatz zur aktuellen Praxis der Aufbahrung liegt aus Perspektive der Geschichtswissenschaft eine Fülle von Literatur über Trauer- und Begräbnisrituale vor. Aus dieser geschichtswissenschaftlichen Perspektive könnte eine Untersuchung zum Wandel der Trauerrituale in sich schnell verändernden sozio-ökonomischen Systemen –

¹ Albig (2008).

wie z. B. in Irland oder den ehemaligen Ostblockstaaten – zum Verständnis der eigenen kulturellen Entwicklung beitragen.

Die von den Handlungs- und Humanwissenschaften zu stellende übergeordnete Frage lautet: Welche individuellen Lösungen entwickeln die Menschen zur Bewältigung ihrer Trauer unter den beschriebenen Bedingungen moderner Gesellschaften?

Wie weit sind das Wissen und die Praxis der Hausaufbahrung verbreitet? Lassen sich bestimmte Muster von Bewältigungsstrategien identifizieren? Welche Weltanschauungen prägen die neuen Rituale? Lässt sich der Nutzen der häuslichen Aufbahrung, also eine Dienstbarmachung des Leichnams, als psychische Entlastung für den Trauerprozess messen? Welche Besonderheiten muss ein gegebenenfalls zu entwickelndes Instrumentarium berücksichtigen?

Methoden

Geeignete Methoden zur Beschreibung und Erklärung menschlichen Erlebens und Verhaltens in diesem speziellen Lebensbereich sind qualitative Verfahren wie die Expertenbefragung zur Exploration des Feldes und Ex-post-facto-Untersuchungen, so z. B. Korrelationsanalysen zum Zwecke der Beschreibung. Mithilfe quasiexperimenteller Vorgehensweisen und der damit gegebenen Möglichkeit varianzanalytischer Statistik können Gruppen verglichen und Wechselwirkungen sowie differentielle Effekte herausgearbeitet werden.

Hypothetische Konzepte könnten hinsichtlich der Akzeptanz des Verlustes, Erfahrungen des Trauerschmerzes, Neuanpassung an die Umwelt und die Entwicklung der emotionalen Bindungsfähigkeit formuliert werden. Es wäre zu prüfen, inwieweit Organismusvariablen wie Neurotizismus, Religiosität oder Angst vor dem Tod für die Operationalisierung geeignet sind.

Die Befragung Sterbender schließt sich aus. Dem trauernden Hinterbliebenen aber kann in den Formen der teilnehmenden Beobachtung und des Interviews Aufmerksamkeit entgegengebracht werden, die ihm Anteilnahme vermittelt.

Literatur

1. Albig (2008): J.-U. Albig, Die vielen Gebete der Deutschen, GEOkompakt „Glaube und Religion“ 16 (2008), S. 74-82.

Weiterführende Literatur

1. Ariès, P., Geschichte des Todes, München 2001.
2. Assman, J. (Hrsg.), Abschied von den Toten. Trauerrituale im Kulturvergleich, Göttingen 2007.
3. Beck, U., Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main 2001.

4. Bojanovsky, J., Einführung in die Problematik und einige Ergebnisse zum Forschungsbereich Trauer, in: J. Howe (Hrsg.), Tod, Sterben, Trauer – Tagung zur Thanato-Psychologie, Frankfurt/Main 1982. S. 330-337.
5. Feldmann, K., Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick, Wiesbaden 2004.
6. Fischer, N., Geschichte des Todes in der Neuzeit, Erfurt 2001.
7. Freud, S., Trauer und Melancholie, in: A. Mitscherlich, A. Richards, J. Strachey (Hrsg.), Sigmund Freud Studienausgabe, Bd. 3, Frankfurt/Main 2000. S. 193-212.
8. Freud, S., Zeitgemäßes über Krieg und Tod, in: A. Mitscherlich, A. Richards, J. Strachey (Hrsg.), Sigmund Freud Studienausgabe, Bd. 2, Frankfurt/Main 2000. S. 33-60.
9. Iskenius-Emmler, H., Psychologische Aspekte von Tod und Trauer bei Kindern und Jugendlichen, Frankfurt/Main, Bern, Paris 1988.
10. Kast, V., Trauern – Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart 2002.
11. Plentner, C., Uhlmann, B., Förderung der Trauerarbeit für Angehörige durch Aufbahrung und Verabschiedung von Verstorbenen – ein Ziel professioneller Pflege?, Pflege und Gesellschaft 5 (2000), S. 82-88.
12. Sitzmann, F., Aufbahrung und Abschiednehmen – Aufgaben der Pflegenden gegenüber den Verstorbenen. Die Schwester – Der Pfleger 2 (1997), S. 157-162.
13. Stefenelli, N. (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit dem Toten, Wien 1998.
14. Thomas, C., Berührungängste? Vom Umgang mit der Leiche, Köln 1999.
15. Wendt, W., Trauerarbeit, in: J. Howe (Hrsg.), Tod, Sterben, Trauer – Tagung zur Thanato-Psychologie, Frankfurt/Main 1982. S. 352-357.
16. Wittkowski, J., Psychologie des Todes, Darmstadt 1990.

VII. Die Visualisierung des toten Körpers in kunsthistorischer Sicht

Vom Inneren zum Äußeren – „Anatomische Modelle“ als künstlerisch-akademisches Lehrmittel in der Architekturausbildung

Martina Dlugaiczyk

„Aufgeregt, wissbegierig, schier atemlos drängen die Chirurgen heran, um die Anatomie des Dr. Tulp in Augenschein zu nehmen. Dabei vermitteln sie in ihrer Gestik und Mimik eine ungeheure Affektentladung, die sich nicht allein über die Tatsache erklären lässt, dass der Vorsteher der Gilde in sich ruhend gleichzeitig doziert und seziert. Ihrem Berufsstand entsprechend wussten sie um die Modalitäten einer Anatomie im Allgemeinen und der Armsektion im Besonderen. Ihr exaltierter Zustand muss demnach eine andere Ursache haben. Es ist die ihnen gebotene Möglichkeit der Überprüfung, des Vergleichs zwischen dem geschriebenen Wort, dem Objekt und der praxisorientierten Demonstration, die diese ungehemmte Sehgiele hervorruft. Denn entgegen konventioneller Lehrer-Schüler-Darstellungen wird hier nicht das passive Zuhören, das ‚blinde Vertrauen‘, sondern die selbstverantwortete Wahrheitsfindung proklamiert. Das Mittel dazu stellt in erster Instanz das Auge dar, welches, gepaart mit dem Intellekt, es dem Einzelnen ermöglicht, die Theorie an der Praxis zu verifizieren, bei Bedarf zu falsifizieren und im Umkehrschluss, die Praxis theoretisch zu durchdringen. Das Bild verhandelt somit das für die Kunstgeschichte zentrale Prinzip des Sehens und Erkennens mittels Vergleich.“¹

Das Gemälde, welches sich als Kopie in der hochschuleigenen Sammlung des Reiff-Museums der RWTH Aachen befindet, sowie seine kunsthistorische wie medizinisch-geschichtliche Genesis sollen als Ausgangspunkt dafür dienen, die Geschichte und Entwicklung der künstlerischen Anatomie im Spannungsfeld zwischen Kunst- und Naturwissenschaft sowie das Körperbild und die künstlerische Ausbildung im akademischen Ausbildungsbetrieb darzustellen und zu analysieren.²

Anatomische Modelle wurden frühzeitig in den akademischen Lehrbetrieb integriert, weil an ihnen die Themen Raum, Körper und Bewegung bestens exemplifiziert werden konnten.³ Dass nicht nur im klassischen Lehrplan von Kunstakademien, sondern auch innerhalb von Architekturfakultäten praktische Kunstübung und theoretische Kunstvermittlung – also die systematische Erschließung eines Gegenstandes mittels Anschauung oder in künstlerischer Erprobung – angewandt wurden, veranschaulichen zahlreiche Exponate der hochschulinternen Lehrsammlungen.⁴

Neben der Kopie nach Rembrandts Gemälde der ‚Anatomie des Dr. Tulp‘, die um 1900 entstanden sein dürfte, sei als ein weiteres Beispiel der in Gips gegossene ‚Muskelmann‘ (Écorché) angeführt, der als klassisches Studienmodell den oberen Muskel-

¹ Dlugaiczyk (2008), S. 26.

² Aus der umfangreichen Literatur zur ‚Anatomie des Dr. Tulp‘ von Rembrandt seien zwei Arbeiten hervorgehoben: Middelkoop (1998); Warnke (1993).

³ Grundlegend zu dem Thema: Mühlenberend (2007).

⁴ Für die RWTH Aachen sei in diesem Kontext vor allem das Reiff-Museum, der Lehrstuhl Plastik und die medizinhistorische Sammlung genannt.

aufbau des Körpers demonstriert. Die Gruppe der Muskelmänner – sei es als reines Funktionsmodell oder als eigenständiges Kunstwerk – sind dem Studium des anatomischen Zeichnens besonders dienlich, da sie in ihrer Dreidimensionalität sowie Kontrapoststellung gleichermaßen Statik und Dynamik veranschaulichen. Über die Wahrnehmung und Analysierung der unter der Epidermis liegenden Muskeln und Sehnen versprach man sich ein besseres Verständnis der den Raumkörper umgebenden Hülle – oder wie Johann Wolfgang von Goethe schreibt: „Ja, das Äußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Äußere einer organischen Natur anderes als die ewig veränderte Erscheinung des Inneren? Dieses Äußere, diese Oberfläche ist einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, inneren Bau so angepasst, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Dasein, sowie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen“.⁵

Muskelmänner in antiken Posen (z. B. Dornenauszieher oder Borghesischer Fechter) dienten zudem als vorbildliche Gelenkpunkte zwischen anatomischen Darstellungen und antiker Skulptur, galten diese doch in Bezug auf die Proportionslehre und Naturnachahmung als Ideal. Unter diesem Gesichtspunkt gilt es auch die hochschuleigene Lehrsammlung von Gipsabgüssen nach antiken Vorbildern in den Blick zu nehmen. Ob (Bänder-)Skelette zum Einsatz gelangten, konnte bislang nicht geklärt werden, darf jedoch angenommen werden. Gerade die Trias von Skelett (Konstruktion), Muskelmann (Muskelapparat) und Skulptur (Oberflächenanatomie) entspricht seit der Renaissance dem geforderten Aufbau einer Figur von innen nach außen.⁶ Kulminationspunkt aller Studien stellt dabei das ‚lebende Objekt‘ dar, das Aktmodell, an dem es das Verständnis von innerer Struktur und äußerer Form zu exemplifizieren galt.⁷

In diesem Kontext spielen Atelierbilder des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle, da sie nicht nur die Hierarchie der anatomischen Lehrmittel, und in ihrer künstlerischen Umsetzung in Form von Modellieren, Zeichnen, Malen die *artes liberalis*, sondern auch die Abkehr vom akademischen Lehrkonzept visualisieren.⁸ So finden sich Bildbeispiele, in denen zwar sämtliche zur Verfügung stehenden anatomischen Modelle dargestellt, aber nicht (mehr) genutzt werden – worin sich die Hinwendung zum individuellen und subjektiven Muster der körperlichen Wahrnehmung der Moderne ablesen lässt.

Ob diese Entwicklung auch für die Architekturausbildung an polytechnischen Hochschulen gilt, stellt eine der zentralen Fragen der Untersuchung dar, folgt deren

⁵ Goethe (1962), S. 119 f.

⁶ Hier sei vor allem auf Alberti (Traktat über die Malerei/Della pittura, 1435/36, vor allem § 36 [...Für eine Abstimmung der Maßverhältnisse empfiehlt es sich, zuerst die Knochen des Lebewesens festzulegen, dann seine Muskeln hinzuzufügen und es schließlich mit seinem Fleisch zu umkleiden] und § 55) sowie Leonardo verwiesen. Vgl. Chastel (1990).

⁷ Bis heute wird an der Fakultät für Architektur Aktzeichnen am Lehrstuhl für bildnerisches Gestalten der RWTH angeboten.

⁸ Prominente Beispiele stellen Werke aus dem Umfeld der Dresdener Akademie dar, hier sei vor allem auf die von Mühlenberend (2007) analysierten Gemälde von Richard Müller (Leipzig und Dresden) verwiesen, vgl. dazu auch Eschenburg (2001), S. 268 f. Ebenso Adolph Menzels ‚Atelierwand‘ (Berlin, Hamburg) sowie das dazu vorliegende historische Fotomaterial, welches neben Reproduktionsgrafiken nach Raffael zahlreiche Gipsabgüsse menschlicher Gliedmaßen und Köpfe zeigt, vgl. Kreisch (1996).

Ausbildung doch mithin anderen Konditionen. So galt es dem ‚Körperwissen zwischen Seziertisch und Bildfläche‘, wie Markus Buschhaus es pointiert bezeichnet hat, die Analogien zwischen ‚Architektur des menschlichen Körpers‘ und ‚Architektur als menschlicher Körper‘ zur Seite zu stellen. Bereits in der frühen Neuzeit vermittelte sich das Wissen über Anatomie und Architektur über Körperbilder, indem im Kontext der Antikenbegeisterung Analogien zwischen Ruine, Bau und Ornament sowie Skelett, Körper und Haut hergestellt wurden. Dafür stehen insbesondere Andreas Vesals ‚De humani corporis fabrica‘ (1543) und Serlios Architekturtraktate (1537/40). Beiden Autoren dienen die beigeestellten Illustrationen als wichtiges Instrument der Argumentation, da über sie die mannigfachen anatomischen wie architektonischen Details in eine verdichtete, aber einfache Systematik übertragen und als solche vermittelt werden konnten. So versteht Vesal den sezierten Körper als zu rekonstruierende Ruine und stellt dem ein kohärentes (Körper-)Bild zur Seite. Weitere Beispiele ließen sich anführen.

Wichtiger erscheint indes die Frage, ob und wenn ja in welcher Form, den angehenden Architekten an der Schnittstelle zum 20. Jahrhundert die ‚eigenhändige‘ Überprüfung des akademischen Körperbildes – wie es bereits die Anatomie des Dr. Tulp als programmatisches Lehr- und Lernbild proklamiert – ermöglicht wurde. Zum Beispiel in Mensch- und Tiersektionen. Zudem gilt es zu hinterfragen, welche Modelle, Präparate, Gipse und Bildmotive als Surrogate für den menschlichen Körper herangezogen, in welcher Form sie präsentiert und von wem sie – Mediziner und/oder Künstler – für den Bereich der Hilfswissenschaften gefertigt wurden, um den damit verbundenen Wissenstransfer sowie die daran gekoppelte Zielführung innerhalb der Architekturausbildung transparent zu machen.

So gilt es neben der Sammlungs- respektive Ausbildungsgeschichte (didaktischer Kontext) kulturgeschichtliche Objekt- und Quellenstudien vorzunehmen, deren Vernetzung Einblicke in die damit verbundenen wissenschaftlichen Erkenntnisse und Entwicklungen (von der künstlerischen zur naturwissenschaftlichen Anatomie) bis hin zu Wissenschaftspräsentationen (Sammeln als Wissen) vermitteln sollen.⁹

Literatur

1. Chastel (1990): A. Chastel (Hrsg.), Leonardo da Vinci: Sämtliche Gemälde und die Schriften zur Malerei, München 1990.
2. Długaiczek (2008): M. Długaiczek, Nachahmung als Mittel zur Aneignung des Schönen – Franz Reiffs Sammlung und ihre Bestimmung, in: dies., A. Marksches (Hrsg.), Mustergültig – Gemäldekopien in neuem Licht. Das Reiff-Museum der RWTH Aachen, Berlin 2008. S. 26-39.
3. Eschenburg (2001): B. Eschenburg u. a., Pygmalions Werkstatt. Die Erschaffung des Menschen im Atelier von der Renaissance bis zum Surrealismus, Köln 2001.

⁹ Für das Sommersemester 2009 ist ein Seminar geplant, in dem diesen Aspekten theoretisch wie praktisch nachgespürt werden soll; die erste Kooperation erfolgt hier zwischen dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte und dem Lehrstuhl für Bildnerisches Gestalten. Weitere Synergien sind angestrebt.

4. Goethe (1962): J. W. von Goethe, Schriften zur Kunst, in: Gesamtausgabe, Bd. 33, München 1962, S. 119 f.
5. Kreisch (1996): C. Kreisch (Hrsg.), Adolph Menzel 1815-1905. Das Labyrinth der Wirklichkeit, Berlin 1996.
6. Middelkoop (1998): N. Middelkoop, Rembrandt under the scalpel. The anatomy lesson of Dr. Nicolaes Tulp dissected, Amsterdam 1998.
7. Mühlenberend (2007): S. Mühlenberend, Surrogate der Natur. Die historische Anatomiesammlung der Kunstakademie Dresden, München 2007.
8. Warnke (1993): M. Warnke, Kleine Perzeptionen an der Anatomie des Dr. Tulp von Rembrandt, in: K.-L. Selig (Hrsg.), Polyanthea: Essays on Art and Literature in Honor of William Sebastian Heckscher, Den Haag 1993, S. 27-32.

Weiterführende Literatur

1. Burioni, M., Corpus quod est ipsa ruina cocet. Sebastiano Serlios vitruvianisches Architekturtraktat in seinen Strukturäquivalenzen zum Anatomietraktat des Andreas Vesalius, in: A. Schirrmeister, M. Pozsgai (Hrsg.), Zergliederungen – Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit, (= Zeitsprünge. Forschung zur Frühen Neuzeit, Bd. 9, Heft 1/2), Frankfurt/Main 2005, S. 50-77.
2. Duval, M., Grundriss der Anatomie für Künstler, Stuttgart 1901.
3. Encyclopaedia Anatomica. Museo La Specola Florence. Vollständige Sammlung anatomischer Wachse, Köln, New York 1999.
4. Fehrenbach, F., Leonardo da Vinci. Natur im Übergang, München 2002.
5. Köstering, S., Natur zum Anfassen. Das Naturkundemuseum des deutschen Kaiserreichs 1871-1914, Köln 2003.

**Scientia more anatomico –
Die universale Bedeutung des Prinzips der Sektion im Kontext
frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissensvermittlung**

Andreas Gormans

„Am Anfang war die Leiche“ – so zumindest ließe sich der Ausgangspunkt der Geschichte der Sektion umschreiben, denn der tote Körper, der diese Zergliederungskunst möglich machte, war in der Regel der Körper eines zum Tode Verurteilten. Dessen Öffnung und sukzessive Zerlegung hatte lange Zeit den Beigeschmack eines Sakrilegs, einer verpönten, fast kriminellen Handlung, die nicht zuletzt deswegen akzeptiert wurde, weil sie *coram publico* wie ein Ritual inszeniert wurde. Das, was der Anatom in einem *Theatrum anatomicum* nach bestimmten Regeln vorführte, war ein großes öffentliches Spektakel: Während man sich nicht selten bei Speis und Trank angeregt unterhielt, kreuzten sich die Blicke der Zuschauer über der Leiche, so dass angesichts des eindringlich formulierten *memento mori* und der abschreckenden Wirkung, die man sich von einer derartigen Erniedrigung einer Leiche versprach, individuelle wie kollektive Selbstvergewisserungsprozesse in Gang gesetzt wurden. Kurzum – es konnte so etwas wie eine ‚anatomische Katharsis‘ einsetzen, die die Traditionen des Theaters beerbte. In kaum einem anderen Fall als jenen moralisierenden „Schauspielen“ dürfte der tote Körper somit in größerem Maße als eine soziale, kulturelle und ökonomische Ressource fungiert haben.

Doch hat man sich die Leiche, oder besser gesagt den Umgang mit ihr in Form der Sektion, darüber hinaus noch in einem anderen, spezifisch wissenschaftshistorischen Sinne dienstbar gemacht, wird man doch kaum bestreiten können, dass von dieser Kunst einer systematischen Fragmentierung einer in sich geschlossenen Einheit ein Disziplinen übergreifender methodischer Impuls ausgegangen ist, dass die Anatomie letztlich eine der epistemologisch effizientesten und folgenreichsten Praktiken frühneuzeitlicher Wissensgenerierung und visueller Wissensvermittlung darstellt. Zahlreiche Kupferstiche in thematisch völlig unterschiedlich ausgerichteten wissenschaftlichen Traktaten des 16. und 17. Jahrhunderts belegen jedenfalls, dass einem Betrachter mit Hilfe dieser Bilder generierenden Zergliederungskunst – vornehmlich im Darstellungsmodus des Schnittes – ein Maximum an Erkenntnis fördernden „Einsichten“ in die funktionalen Zusammenhänge der Dinge der Welt offeriert worden ist.

Angesichts dieses augenscheinlichen methodischen Transfers wird man die Relevanz der Sektion beziehungsweise Anatomie nicht mehr allein für den Bereich der Medizin reklamieren können. Geboten ist vielmehr eine kritische, Text- und Bilddokumente gleichermaßen umfassende Revision der Wirkungsgeschichte der Anatomie, die ihrer fächerübergreifenden Bedeutung in den diversen Adaptions- und Assimilierungsprozessen bis ins 18. Jahrhundert nachgeht. Im Rahmen dieser Verhältnisklärung zwischen medizinischen und nichtmedizinischen Anatomien wird man das Augenmerk insbesondere auf die Vorworte jener Traktate richten müssen, die nur noch den Begriff „Anatomie“ im Titel tragen, mit dem menschlichen Körper und seinem Aufbau jedoch

nichts mehr zu tun haben, ebenso aber auch auf all jene Schriften, die mannigfache Bezüge und Strukturäquivalenzen mit anatomischen Lehrbüchern aufweisen. Nur so wird man Gewissheit darüber erlangen, ob der Begriff „Anatomie“ in nichtmedizinischen Diskursen nicht tatsächlich mehr ist als nur eine Metapher für Erkenntnisgewinn, ob man nicht besser von einem spezifischen disziplinenabhängigen Anatomieverständnis sprechen muss.

Zudem wird man sich in diesem Zusammenhang einer komparatistischen Analyse unterschiedlicher Buchtitel zuwenden müssen. Angesichts der Tatsache nämlich, dass wissenschaftliche Traktate „Anatomie“, „Theatrum“ oder „Grundriss“, ebenso gut aber auch „Topographie“ oder „Atlas“ heißen konnten, hat man den Eindruck, dass man zwischen Metaphern aus den Begriffsfeldern der Medizin, der Baukunst und der Geographie unterscheiden kann. All diesen Metaphern gemeinsam scheint das Kriterium des Ortes und die Möglichkeit einer exakten Ortsbestimmung zu sein. Präzises Inventarisieren, Verorten und Zuordnen bedeutete Erkenntnisgewinn, geht es dabei doch letztlich immer auch um eine möglichst exakte Quantifizierbarkeit von Lagen, Positionen und Distanzen einzelner Dinge innerhalb eines größeren relationalen Gefüges.

Speziell aus kunsthistorischer Perspektive gilt es wiederum zu klären, ob die Sektionen in den nichtmedizinischen Anatomien auf die bewährten Darstellungsmodi des Schnittes und der partiellen Freistellung einzelner Details festgelegt bleiben, oder ob neue Bildformen hinzutreten. Schaut man nur auf die kompilatorisch verfahrenen Artefakte der Kartographie, so hat man jedenfalls den Eindruck, dass deren Bildästhetik weniger von Kategorien eines sichtbaren Äußeren und verborgenen Inneren beherrscht wird als vielmehr von Begriffen wie Gesamtheit und Fragment, wie synoptische Schau und Bilddetail, die offensichtlich komplementäre Formen visueller Wissensvermittlung darstellen, einander bedingen und wechselseitig aufeinander verweisen.

Sieht man von den konkreten Begriffs- und Bildadaptionen ab, so wird man schließlich auch nach den allgemeinen Voraussetzungen und Motivationen jenes Transfers fragen müssen. Zunächst ist in diesem Zusammenhang der Prozess der Theoretischen Neugierde zu berücksichtigen, in ganz besonderem Maße die *curiositas oculorum*. Möglicherweise ist die zeit- und gattungsübergreifende Konjunktur der Anatomie und der anatomischen Praxis aber auch vornehmlich durch die Bilder stimuliert worden, immerhin schätzte man den 1543 in Basel erschienenen Anatomietraktat *De Humani Corporis Fabrica* des Andreas Vesalius in erster Linie wegen seiner Illustrationen, kaum aber wegen seines Textes. Zudem dürfte auch das Vorverständnis und die Struktur des jeweiligen Erkenntnisgegenstandes eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben, konnte man doch nur etwas kunstvoll Konstruiertes oder Zusammengesetztes in seine Bestandteile zerlegen, wie es in Form des menschlichen Organismus in höchster Komplexität und Vollendung gegeben war.

Das Ziel dieses kunsthistorischen Beitrages besteht somit darin, auf der Basis eines repräsentativen Verweissystems ausgewählter Bild- und Textdokumente erstmalig eine synthetisierende Betrachtung der Wirkungsgeschichte der medizinischen Anatomie anzugehen, um deren bislang noch immer unterschätztes epistemologisches Potential im Kontext der frühneuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte auf eine neue Grundlage zu stellen.

Weiterführende Literatur

1. Blumenberg, H., *Der Prozess der theoretischen Neugierde* (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 24), 4. Aufl., Frankfurt/Main 1988.
2. Böhme, H., *Der Körper als Bühne. Zur Protogeschichte der Anatomie*, in: H. Schramm (Hrsg.), *Bühnen des Wissens. Interferenzen zwischen Wissenschaft und Kunst*, Berlin 2003, S. 110-139.
3. Gormans, A., „Das Medium ist die Botschaft“. *Theatra als Bühnen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses*, in: F. Schock, O. Bauer, A. Koller (Hrsg.), *Dimensionen der Theatrum-Metapher in der Frühen Neuzeit. Ordnung und Repräsentation von Wissen* (= *metaphorik* 14/2008), Hannover 2008, S. 21-53.
4. Jütte, R., *Die Entdeckung des „inneren“ Menschen 1500-1800*, in: R. van Dülmen (Hrsg.), *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000. Publikation der Arbeitsstelle für historische Kulturforschung*, Wien, Köln, Weimar 1998, S. 241-258.
5. Klemm, F., *Geschichte der naturwissenschaftlichen und technischen Museen* (= Deutsches Museum, *Abhandlungen und Berichte* 41, 2, München 1973).
6. Saunders, J. B. de C., O'Malley, Ch. D., *The illustrations from the works of Andreas Vesalius of Brussels. With annotations and translations, a discussion of the plates and their background, authorship and influence, and a biographical sketch of Vesalius*, New York 1973.
7. Schirrmester, A. (Hrsg.), *Zergliederungen – Anatomie und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit* (= *Zeitsprünge* 9, Heft 1/2), Frankfurt/Main 2005.
8. Schwarte, L., *Anatomische Theater als experimentelle Räume*, in: H. Schramm, L. Schwarte, J. Lazardzig (Hrsg.), *Kunstkammer – Laboratorium – Bühne. Schauplätze des Wissens im 17. Jahrhundert* (= *Theatrum Scientiarum*, 1), Berlin, New York 2003, S. 75-102.
9. Stockhorst, S., *Das frühneuzeitliche theatrum anatomicum als Ort der Affektschulung. Überlegungen zum Verhältnis von Anatomietheater und Schaubühne*, in: J. A. Steiger (Hrsg.), *Passion, Affekt und Leidenschaft in der Frühen Neuzeit* (= *Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung*, 43), Wiesbaden 2005, S. 1091-1104.
10. Ulbricht, O., *Die Sektion des menschlichen Körpers als Feier: Anatomie und Geselligkeit im Barockzeitalter*, in: W. Adam (Hrsg.), *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter* (= *Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung*, 28), Wiesbaden 1997, S. 365-378.
11. Vollmuth, R., *Das anatomische Zeitalter. Die Anatomie der Renaissance von Leonardo da Vinci bis Andreas Vesal*, München 2004.

VIII. Der tote Körper und die klinische Sektion

Die klinische Sektion in der Fachzeitschrift „Der Pathologe“ 1998-2008: Argumentationsstrategien zur Bedeutung der Obduktion und zu den Ursachen ihrer Marginalisierung

Christoph Schweikardt

Die klinische Sektion dient in einem von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojekt als Beispiel für die Erforschung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft. Unter klinischer Sektion (Obduktion) versteht man die Leichenschau aus wissenschaftlich-medizinischem Interesse. Sie wird von der Legalsektion, die zur Aufdeckung von Straftaten durchgeführt wird, der anatomischen Sektion und der Sektion vor einer Feuerbestattung abgegrenzt. Von medizinhistorischem Interesse ist hierbei der Wandel in der Praxis der klinischen Sektion seit 1945, nicht zuletzt aus dem Blickwinkel der Pathologen und ihrer Standesorgane. In diesem Zusammenhang spielt die Zeitschrift „Der Pathologe“ eine wichtige Rolle. „Der Pathologe“ ist Publikationsorgan der deutschsprachigen Fachverbände der Pathologie. Der Springer-Verlag charakterisiert die Zeitschrift wie folgt: „Der Pathologe ist ein international angesehenes Publikationsorgan und vereint Praxisrelevanz mit wissenschaftlicher Kompetenz. Die Zeitschrift informiert alle in Abteilungen und Instituten tätige [sic] Pathologen sowie morphologisch interessierte Kollegen über Entwicklungen im Fachgebiet Pathologie. Im Mittelpunkt stehen dabei Beiträge, die den praktisch tätigen Pathologen Anregungen und Informationen für ihre Arbeit geben. Umfassende Übersichtsarbeiten greifen ausgewählte Themen auf und bieten dem Leser eine Zusammenstellung aktueller Erkenntnisse aus allen Bereichen der Pathologie. Neben der Vermittlung von relevantem Hintergrundwissen liegt der Schwerpunkt dabei auf der Bewertung wissenschaftlicher Ergebnisse unter Berücksichtigung praktischer Erfahrung. Der Leser erhält konkrete Handlungsempfehlungen. Frei eingereichte Originalien ermöglichen die Präsentation wichtiger klinischer Studien und dienen dem wissenschaftlichen Austausch.“¹

Diese Zeitschrift wurde auf Beiträge zur klinischen Sektion in den letzten zehn Jahren untersucht, um Argumentationslinien im Hinblick auf Notwendigkeit, Bedeutung und Umfang klinischer Sektionen sowie Ursachen für die aus der Sicht von Pathologen geringe Sektionsquote zu verfolgen. Während 1980 die Rate klinisch-anatomischer Sektionen noch ca. 10 % betrug, wurde für 2008 eine Obduktionsfrequenz von knapp über 1 % angenommen. Gleichzeitig wurde beklagt, dass verlässliche Zahlen fehlen.²

Es zeigte sich, dass es unter den Beiträgen zur klinischen Sektion bestimmte Schwerpunkte gab, wie zum Beispiel spezielle Techniken der Obduktion. Die klinische Sektion wurde auch im Rahmen der Berichterstattung über rechtliche Regelungen wie das Sektionsgesetz in Hamburg aus dem Jahr 2000 und im Zusammenhang mit allgemeiner gehaltenen Empfehlungen thematisiert. Immer wieder wurde zudem der

¹ Springer: Medizin online. Fachartikel + Zeitschriften > Zeitschriften > Der Pathologe, www.medicin-online.de/cda/DisplayContent.do?wid=255083 [25.02.2009].

² Nestler/Gradistanac/Wittekind (2008), S. 449.

große klinische Nutzen der Obduktion hervorgehoben, dem allerdings nur eine geringe Obduktionshäufigkeit gegenüberstehe. Ferner lassen sich Artikel zu versicherungsmedizinischen Aspekten und historische Beiträge nachweisen.

Mehrfach wurde der klinischen Sektion eine unverzichtbare Rolle zugewiesen. Eine am Universitätsklinikum Leipzig durchgeführte und 2008 veröffentlichte Studie³ kommt zu dem Ergebnis, dass bei insgesamt 72 % aller Sektionsfälle nach Einschätzung der Kliniker prä mortal nicht bekannte Diagnosen gestellt werden konnten. Zur Rechtfertigung diagnostischer oder therapeutischer Entscheidungen hätten 36 % dieser Befunde herangezogen werden können. Dies bedeutet, dass in über einem Drittel der dem Pathologen überstellten Fälle relevante Diagnosen vor dem Tod nicht gestellt worden waren. Die Zahlen beziehen sich auf zwei Teiluntersuchungen, die von August 2002 bis Dezember 2003 und in einer zweiten Phase von August 2004 bis Dezember 2005 an der Universität Leipzig durchgeführt wurden, und sie zeigen, dass das Thema trotz des Vormarschs der bildgebenden Verfahren seine Brisanz nicht verloren hat.

Mit Nachdruck wurde die Bedeutung der klinischen Sektion für die Diagnostik (Berufserkrankungen, Infektionserkrankungen, Umweltkrankheiten, Erbkrankheiten, familiär gehäuft vorkommende Krankheiten) und die Qualitätssicherung (z. B. Feststellung nicht erkannter klinisch relevanter Diagnosen post mortem) hervorgehoben. Als spezielles Beispiel für letztere befassten sich zwei Beiträge mit der Qualitätskontrolle der pränatalen Diagnostik bei Schwangerschaftsabbruch nach Ultraschall und bei kongenitalen Herzfehlern.

Neben der allgemeinen Bedeutung für die Forschung sowie die ärztliche Aus-, Fort- und Weiterbildung wurden auch wirtschaftliche und juristische Gründe zugunsten der Obduktion ins Feld geführt: zur Absicherung gegenüber Falschcodierung bei unklaren Fällen und gegenüber einer Beweislastumkehr in Haftpflichtprozessen. Demgegenüber wurden als Ursachen für die geringe Sektionsquote mangelndes Interesse der klinischen Kollegen, Zeitmangel im klinischen Alltag bzgl. Einholung der Zustimmung und Teilnahme an der Demonstration, Angst der Kliniker vor Kontrolle bzw. Aufdeckung von Fehlern, ungenügende Aufklärung der Hinterbliebenen über Sinn und Zweck der Obduktion, eine ansteigende Verweigerungsquote (z. B. durch falsche und einseitige Berichterstattung in den Medien), zu hohe Kosten (Budgetierung), mangelhafte Ausbildung der Medizinstudenten im Fach Pathologie, Personalmangel in der Pathologie, mangelndes Interesse von Pathologen an der Durchführung von Obduktionen und fehlende Festschreibung der Obduktion als unbedingte Maßnahme der Qualitätssicherung genannt.

Als Hypothese für die weitere Forschung lässt sich formulieren, dass sich innerhalb der Pathologie einzelne für die klinische Sektion engagieren, dass aber das Hauptaugenmerk der Pathologen selbst auf die Diagnostik am Lebenden gerichtet ist und so die Sektion dem berufspolitischen Desinteresse anheimfällt. Damit korreliert der geringe Anteil an Originalarbeiten zur klinischen Sektion in „Der Pathologe“ – durchschnittlich gab es in den letzten zehn Jahren nicht mehr als eine Originalarbeit pro Jahr, die sich schwerpunktmäßig mit der klinischen Sektion befasste.

³ Nestler/Gradistanac/Wittekind (2008), S. 450.

Da mittlerweile nur ein geringer Teil der Arbeitszeit des Pathologen auf die Obduktion entfällt, lässt sich zudem als Hypothese formulieren, dass Publikationen zur klinischen Sektion eine zu vernachlässigende Rolle spielen, weil die Beschäftigung mit der klinischen Obduktion heutzutage der wissenschaftlichen Karrierebildung nicht förderlich ist.

Eine weitere Hypothese in diesem Zusammenhang lautet, dass die traditionellen rechtlichen Rahmenbedingungen (Kompetenz zur rechtlichen Regelung bei den Bundesländern und damit zersplittert, keine Festschreibung einer Sektionsquote) keinen Schutz gegen die Erosion der klinischen Obduktion im Zuge von Individualisierungsprozessen in der Gesellschaft, anderer Prioritätensetzungen durch die Pathologen selbst und wachsenden finanziellen Druck boten. Im weiteren gesellschaftlichen Kontext lässt sich die Frage stellen, ob die klinische Sektion und im weiteren Sinne die Nutzung der Leiche für die Allgemeinheit im Abseits der gesellschaftlichen Kräfte stehen.

Weiterführende Literatur

1. Brinkmann, B., Raem A. M. (Hrsg.), Leichenschau. Leitlinien zur Qualitätssicherung, Düsseldorf 2007.
2. Friemann, J., Obduktionsfrequenz fast auf Null-Linie. Wie verlässlich ist die Todesursachen-Statistik? In: GPK Gesellschaftspolitische Kommentare Sondernummer 3/2002, S. 10-12, www.bv-pathologie.de/html/gpk_6_2002.pdf [03.01.2009].
3. Krukemeyer, M. G., Driesch, C. v.d, Dankof, A., Krenn, V., Hansen, D., Dietel, M., Notwendigkeit der Obduktionssteigerung durch Einführung der DRGs, Der Pathologe 28 (2007), S. 294-298.
4. Nestler, K., Gradistanac, T., Wittekind, C., Evaluation des klinischen Nutzens der Obduktion. Eine Untersuchung am Institut für Pathologie der Universität Leipzig, Der Pathologe 29 (2008), 449-454.
5. Sperhake, J., Püschel, K., Das Hamburger Sektionsgesetz vom 9. Februar 2000 – Entwicklung der Sektionszahlen in Hamburgs Prosekturen, Der Pathologe 24 (2003), S. 204-206.
6. Springer-Verlag: Pathologie. Zeitschriften. Der Pathologe, www.springer.com/medicine/pathology/journal/292?detailsPage=aimsAndScopes [02.01.2009].
7. Tennstedt, C., Vogel, M., Autopsie von Feten. Vorschlag einer Untersuchungsstrategie als Entscheidungshilfe bei der Sektion von Feten mit spezieller Fragestellung, Der Pathologe 21 (2000), S. 383-387.
8. Tennstedt, C., Meyer, R., Hufnagl, P., Vogel, M., Chaoui, R., Goltz, D., Dietel, M., Sektionstechniken bei kongenitalen Herzfehlbildungen. Auswirkungen der Ergebnisse der pränatalen Diagnostik auf Sektionsplanung und -durchführung, Der Pathologe 21 (2000), S. 240-246.

Die klinische Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten. Zum Stellenwert der klinischen Sektion in autobiographischen Texten von Pathologen

Jasmin Grande

„Der Eintritt in die Pathologie des Sektionssaales, also zu den Verstorbenen, ist am Anfang schwer“,¹ schreibt Volker Becker in seinen Ausführungen über „Körper ohne Leben“ (1998). Ausgehend von seinen Erfahrungen als Pathologe und Dozent teilt er die Annäherung an den toten Körper im Sektionssaal in drei Phasen: 1. Abscheu und Zurückhaltung, 2. Entwicklung von fachlichem und technischem Eifer als erste Distanzstufe zum toten Körper, 3. Wissenschaftliche Faszination ohne Scheu.

Auch Erhard Weiher vom Interdisziplinären Arbeitskreis Thanatologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz macht auf die Probleme des „Erstkontakts“ mit einer Leiche aufmerksam. Er geht sogar so weit, die Erfahrung des Präparierkurses für Medizinstudenten als „Einweihungsritus für das Medizinstudium“² zu bezeichnen. Kontakt und Umgang mit dem Tod und dem toten Körper erfahren also eine Konzentration im medizinischen Beruf, speziell im Berufsfeld des Pathologen, und verlangen von diesem eine intensivierete Auseinandersetzung mit diesen Themen.

Im Rahmen des von der Volkswagen-Stiftung geförderten Projektverbunds „Tod und toter Körper. Zur Veränderung des Umgangs mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft“ widmet sich das vorliegende Abstract innerhalb des Teilprojekts Medizingeschichte dem Stellenwert der klinischen Sektion in ärztlichen Ego-Dokumenten. Ausgehend von dem inhaltlichen Schwerpunkt auf die klinische Sektion im Teilprojekt Medizingeschichte werden zunächst ausschließlich Ego-Dokumente von Pathologen und Neuropathologen untersucht, Texte von Rechtsmedizinern, Anatomen und weiteren medizinischen Berufsgruppen werden in diesem ersten Schritt nicht hinzugezogen. Als Ego-Dokumente werden dabei, der Definition Winfried Schultzes entsprechend,³ Texte verstanden, die nach ihren Aussagen zur Biographie des Autors befragt werden, ohne jedoch Schultzes zeitliche Eingrenzung vom späten Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert zu berücksichtigen. Dementsprechend lassen neben Autobiographien auch Festreden und medizinhistorische Publikationen von Ärzten Erkenntnisse über ihren

¹ Becker (1998), S. 56.

² Weiher (1997).

³ „Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, daß Aussagen oder Aussagenpartikel vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln.“ Schulze (1996), S. 28. Im vorliegenden Kurzbeitrag wird der Begriff des Ego-Dokuments vor allem über die hermeneutische Herangehensweise klassifiziert: Die Frage, „Was sagen die Texte über den Autor aus?“, kennzeichnet die Lesart des jeweiligen Textes als Ego-Dokument.

Zugang zum Tod und dem toten Körper bzw. zu Veränderungen im Umgang mit der klinischen Sektion zu und sollen zu einem späteren Zeitpunkt berücksichtigt werden.

Ausgehend von den in Jens Jessens und Reiner Voigts „Bibliographie der Autobiographien, Bd. 4: Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe deutschsprachiger Ärzte“⁴ enthaltenen Quellenangaben und weiteren Recherchen über Bibliothekskataloge und Verlagsverzeichnisse ergab sich ein erster Quellenkorpus von 25 autobiographischen Texten und vier Archivbeständen von Pathologen. Berücksichtigt wurden dabei autobiographische Dokumente von Pathologen, deren berufliche Tätigkeit nach 1900 beginnt. Für den vorliegenden Entwurf wurden zunächst fünf Texte ausgewertet, deren Autoren allesamt aus dem Bereich der Allgemeinen Pathologie stammen.

Dabei lassen sich zunächst vier Charakteristika feststellen:

- Leerstelle „Leiche“: Generell lässt sich in Bezug auf die konkrete Thematisierung des Todes und des toten Körpers in Zusammenhang mit der Sektion und im privaten Feld des Autors in den Texten eine Leerstelle konstatieren. Die Auseinandersetzung mit den eigenen emotionalen und beruflichen Bewältigungsstrategien in Hinblick auf den Tod und den toten Körper fehlen fast ganz. In den meisten Fällen kommt der tote Körper ausschließlich implizit in Darstellungen von Forschungserkenntnissen vor.
- Sprachliche Differenzierung zwischen dem unbekannten Leichnam im Sektionssaal und dem vertrauten Verstorbenen (z. B. in „menschlicher Leichnam“ und „toter Mensch“).
- Zufälligkeit der Berufswahl: Keiner der Autoren hat am Ende des Medizinstudiums gezielt die Weiterbildung als Pathologe angestrebt. In den meisten Fällen hat sich die Berufswahl aus Arbeitsmöglichkeiten oder Forschungsinteresse zu einzelnen Themen ergeben.
- Autopsie-Biopsie: Neben einer Optimierung der Kommunikation zwischen Kliniker und Pathologe stellen viele Autoren die Erweiterung des Tätigkeitsbereiches durch die Biopsie heraus und geben sogar die Entwicklungen im Fach als Motivation an, ihre Berufserfahrungen für die Nachwelt aufzuschreiben.⁵ In diesem Kontext lassen verschiedene Autoren ein neues berufliches Selbstverständnis erkennen, wonach ihnen im Hinblick auf Diagnose und Therapie des Patienten eine wichtige Rolle zukommt.

Aus diesen ersten Ergebnissen entstehen im Projektkontext neue Fragestellungen, denen im Verlauf der Auseinandersetzung mit ärztlichen Ego-Dokumenten nachgegangen werden soll:

- Leerstelle „Leiche“: Dem geringen Stellenwert der Sektion innerhalb z. B. der Autobiographien von einflussreichen Pathologen wie Franz Büchner⁶ gilt es nachzugehen. Welche Gründe lassen sich dafür finden, inwiefern spielt z. B. die dritte und letzte Phase nach Volker Becker⁷ – in der der Umgang mit der Leiche von der

⁴ Jessen/Voigt (1996).

⁵ So z. B. Bredt (1986), S. 203-217.

⁶ Büchner (1965).

⁷ Becker (1998), S. 65.

wissenschaftlichen Faszination geprägt ist – eine Rolle für die mangelnde Präsenz des toten Menschen in den Autobiographien?

- Sprachliche Differenzierung: Bei einigen Autoren lässt sich eine Tendenz zur Metaphorisierung in Bezug auf den Leichnam feststellen – hier gilt es nach übergreifenden Mustern und korrespondierenden Entwicklungen zwischen Sprachgebrauch und Stellenwert der Sektion zu fragen.⁸
- Zufälligkeit der Berufswahl: Lassen sich übergreifend gültige Muster aufzeigen oder lässt sich z. B. die Sektion selbst als Hinderungsgrund für die gezielte Berufswahl der Pathologie feststellen? Hier bietet sich ein Vergleich mit Autobiographien von Ärzten an, die Erfahrungen in der Pathologie sammeln konnten und sich für einen anderen Berufszweig entschieden haben.⁹
- Klinische Sektion zwischen Berufsstolz und Tabu: Während viele Texte die Möglichkeiten der Biopsie loben, tritt die Sektion bei einigen Texten in den Hintergrund und wird bei anderen zum beruflichen Identifikationsmoment und zur Mutter des Erfolgs, auch des Erfolgs in der Biopsie: Welche Bilder vom Tod und dem toten Körper liegen diesen Darstellungen zugrunde und welche Unterschiede lassen sich im beruflichen Selbstverständnis der Autoren erkennen? Darüber hinaus stellt sich die Frage nach der Wahrnehmung der Dienstbarkeit der Leiche: Welche Argumente werden für die Sektion angeführt, gibt es Gegenargumente und hat sich die Präsenz der Leiche in Ego-Dokumenten von Pathologen im Laufe der Jahre verändert?
- Darstellung von Leichen außerhalb der Pathologie, z. B. im Krieg: Viele Pathologen berichten in ihren Autobiographien von Erlebnissen im Ersten und Zweiten Weltkrieg, so dass ein unterschiedlicher Umgang von Kriegsteilnehmern und Nachkriegsgeborenen zu erfragen ist.

⁸ Franz Büchner kennzeichnet z. B. das Sektionsgut eines Tages als „reiche Ernte“, während Hubert Meessen betont, dass in dem Moment, in dem der Pathologe tätig wird, „das Kind schon in den Brunnen“ gefallen sei. Büchner (1965), S. 104; Meessen (1979), S. 253.

⁹ So berichtet z. B. der Allgemeinmediziner Wolfgang Heinrich Lohmann in seiner Autobiographie „Vom Hitlerjungen zum Kassenarzt“ über seine zeitweise Tätigkeit in der Pathologie der Landesfrauenklinik in Wuppertal nach dem Zweiten Weltkrieg. Während er dabei die Arbeit als Allgemeinmediziner stets als interessant und bereichernd beschreibt, stellt er die Tätigkeit in der Pathologie als unwillkommene Verpflichtung dar und hebt zum einen das Erlebnis einer Verletzung des eigenen Schamempfindens bei der Sektion der Geschlechtsteile einer weiblichen Leiche heraus, zum anderen bedauert er, dass seine Tätigkeit in der Pathologie ihm die weitere Arbeit im aseptischen Bereich verwehre. Lohmann (1992), S. 299 ff. Auch für den weiteren Verlauf des Projekts ist die Gegenüberstellung von Meinungen zur Sektion von Pathologen und von anderen Ärzten interessant, so z. B. für die Durchführung von Interviews.

Literatur

1. Alkatout (2007): I. Alkatout, Kindesmisshandlung. Ohne Kraft für die Schwachen, Zeit Online, 02.08.2007, www.zeit.de/online/2007/32/kindergewalt [06.01.2009].
2. Amann (1998): G. Amann, Betrachtungen einer Pathologin über den kindlichen Leichnam, in: N. Stefenelli (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten, Wien 1998, S. 350-355.
3. Becker (1998): V. Becker, Bemerkungen eines Pathologen über seine Erfahrungen nach langjähriger Beschäftigung mit dem menschlichen Leichnam, in: N. Stefenelli (Hrsg.), Körper ohne Leben. Begegnung und Umgang mit Toten, Wien 1998, S. 56-61.
4. Bredt (1986): H. Bredt, Wandel der Wissenschaftsformen während meines Lebens als Pathologe, in: G. Mann, F. Dumont (Hrsg.), Medizin in Mainz. 40 Jahre Medizinische Fakultät und Klinikum 1946-1986, Mainz, Kirchheim 1986, S. 203-217.
5. Büchner (1965): F. Büchner, Pläne und Fügungen. Lebenserinnerungen eines deutschen Hochschullehrers, München, Berlin 1965.
6. Jessen/Voigt (1996): J. Jessen, R. Voigt, Bibliographie der Autobiographien, Bd. 4, Selbstzeugnisse, Erinnerungen, Tagebücher und Briefe deutschsprachiger Ärzte, München (u. a.) 1996.
7. Lohmann (1992): W. H. Lohmann, Vom Hitlerjungen zum Kassenarzt. Biographie, Frankfurt/Main 1992.
8. Meessen (1979): H. Meessen, Zwischen Leben und Tod. Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Welt eines Pathologen, Düsseldorf, Wien 1979.
9. Schulze (1996): W. Schulze, Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“, in: W. Schulze (Hrsg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (= Selbstzeugnisse der Neuzeit, 2), Berlin 1996, S. 11-30.
10. Weiher (1997): E. Weiher, Umgang mit dem Leichnam in der Mediziner-Ausbildung: Erschließung der Todes-Begegnung durch die Seelsorge (= Beiträge zur Thanatologie, 5), Mainz 1997, www.psych.uni-mainz.de/abteil/soz/thanatologie/Literatur/beitraege.htm [06.01.2009].

Die Sektion in überregionalen Printmedien in Deutschland. Fragwürdige Darstellung der Dienstbarmachung der Leiche

Julia A. Glahn

Im Zentrum des von der VW-Stiftung geförderten Forschungsprojektes „Tod und toter Körper: Zum veränderten Umgang mit dem Tod in der gegenwärtigen Gesellschaft“ steht die klinische Sektion als Beispiel für den Wandel des Umgangs mit dem Tod in der Gesellschaft.

Da die Akzeptanz der klinischen Sektion in der Gesellschaft weniger von der wissenschaftlichen Diskussion, sondern von allgemeinen, öffentlichen Debatten über die Verwertung von Leichen(-teilen) beeinflusst wird, spielen Medien eine herausragende Rolle. Eine zentrale Funktion der Printmedien (Tages- und Wochenzeitungen) stellt die tägliche Informationsvermittlung dar. Sie informieren die Bevölkerung über relevante gesellschaftliche Ereignisse, kommentieren und analysieren diese. Um die Akzeptanz der klinischen Sektion auf den Umgang mit Tod und Toten in der und ihre Auswirkungen auf die Gesellschaft umfassend zu untersuchen, scheint es daher vielversprechend, zum einen den Recherche-Radius von der *klinischen Obduktion* auf die Obduktion allgemein zu vergrößern und zum anderen neben der Analyse wissenschaftlicher Publikationen auch die Analyse solcher Dokumente einzubeziehen, die in den überregionalen deutschen Printmedien veröffentlicht und damit einem breiteren, medizinisch und philosophisch nicht explizit ausgebildeten Publikum zugänglich gemacht wurden. So soll untersucht werden, ob und inwieweit die mediale Berichterstattung einen Einfluss auf die Wahrnehmung, das Verständnis und die (ethische) Beurteilung der klinischen Sektion besitzt. Die hier skizzierte Studie stützt sich auf die These, dass die meisten Menschen in ihrem Leben keine persönlichen Erfahrungen mit Sektionen machen und deshalb die Darstellung der Sektion in den Medien einen umso größeren Einfluss auf das Bild der Sektion in der Bevölkerung hat.

Untersucht werden die online in Archiven verfügbaren Dokumente der großen deutschen überregional erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften („Der Spiegel“, „Stern“, „Focus“, „DIE ZEIT“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Frankfurter Rundschau“, „Süddeutsche Zeitung“) von 1988 bis 2008.

Bislang wurden das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ und die Wochenzeitung „DIE ZEIT“ bis zum Jahr 1993 ausgewertet. Dabei wurde ein Textkorpus von insgesamt 25 Artikeln erstellt, wobei davon 18 auf den „Spiegel“ und 7 auf „DIE ZEIT“ entfallen. Die Auswahl fiel zunächst auf diese beiden wöchentlich erscheinenden Periodika, da sie zu den auflagenstärksten Magazinen bzw. Zeitungen in Deutschland gehören und bei ihrer Zielgruppe, die traditionell über einen überdurchschnittlichen Bildungsstand verfügt, hohe Akzeptanz genießen. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Aufmachung (Nachrichtenmagazin vs. Wochenzeitung). Aufgrund der bestehenden Charakteristika eignen sie sich besonders gut für den Einstieg in dieses Forschungsthema.

Die Darstellung der Sektion in überregionalen Printmedien – Eine Form der Instrumentalisierung?

Eine auf das Stichwort „klinische Sektion“ begrenzte Recherche erbrachte in beiden Blättern lediglich eine geringe Anzahl an Texten mit begrenzter Aussagekraft.

Eine Ausweitung der Analyse des Begriffs „Sektion“ auf Synonyme wie „Obduktion“, „Autopsie“ oder „Innere Leichenschau“ erschien gerechtfertigt, da diese Begriffe auch innerhalb der scientific community zunehmend synonym gebraucht werden. Zudem steht in Berichten für ein „Laienpublikum“ nicht die Verwendung medizinisch korrekter Termini im Vordergrund. Vielmehr gilt es, die Intentionen und Aussagen des Textes und Autors jenseits dieser sprachlichen Ungenauigkeiten herauszuarbeiten. Auch schien es sinnvoll, das Attribut „klinisch“ im Suchbefehl zu streichen, da in den fraglichen Texten – wie eine orientierende erste Stichprobe ergab – vielfach keine Differenzierung zwischen klinischer, anatomischer und forensischer Sektion erfolgt und überdies sogar die angrenzenden Themenfelder Plastination und Organspende berührt werden. Hierdurch häufte sich die Zahl der Treffer enorm.

Geht es um Stichworte wie die „Dienstbarmachung von menschlichen Leichen“, dann dominiert vor allem die andauernde Debatte um die Ausstellung der „Körperwelten“ die Berichterstattung in den deutschen Printmedien. Diese Debatte soll in dieser Untersuchung bewusst ausgeblendet werden, da sie, besonders in ethischer Hinsicht, so viele eigenständige Aspekte besitzt, dass sie eine gesonderte Berücksichtigung erfordert. Im Fokus der Berichterstattung der Printmedien stehen außerdem der kommerzielle Leichenhandel und diesbezügliche Kritik. Besonders Berichte über die Entnahme von Organen Hingerichteter in China erregten öffentliches Aufsehen und Kritik. Aber auch Fälle im europäischen Ausland (Polen, Russland) und aus Deutschland werden thematisiert. Eine 1993 geführte Debatte im Spiegel beginnt mit einem Artikel, der den Vorwurf beinhaltet, dass in deutschen Kliniken Leichenteile ohne Wissen und/oder ohne Zustimmung der Betroffenen bzw. deren Angehörigen entnommen und an Pharmaunternehmen und staatliche Einrichtungen verkauft würden. Von einem verdeckten „Großhandel mit Leichenteilen“ ist die Rede, wobei Verstorbenen Hirnhautgewebe, Knochen und ganze Organe entnommen würden, die für die forschende und produzierende Pharmaindustrie von hohem Wert seien. Firmen wie Braun oder Biodynamics stellten zum Beispiel aus menschlichen Hirnhäuten Medikamente zur Hauttransplantation her. Die Liste der „menschlichen Ersatzteile“ richte sich, so der Spiegel, dabei allein nach den merkantilen Interessen der Firmen und weniger nach einem generellen Forschungsinteresse unabhängiger Institute und Universitäten.

Nach Darstellung des „Spiegels“ und von „DIE ZEIT“ sind die Reaktionen der Ärzteschaft auf diese Vorwürfe geteilt. Einige befragte Ärzte bestreiten, davon zu wissen, dass bei der Weitergabe menschlichen Gewebes an Pharmaunternehmen überhaupt Geld fließt, und sie verurteilen eine solche Praxis kategorisch. Einzelne Stimmen rechtfertigen bestimmte Summen als Aufwandsentschädigungen an Kliniken bzw. Klinikpersonal. Sie sind allerdings Ausnahmen. Andere wiederum bestätigen diese Praktiken.

Generell charakterisieren laut „Spiegel“ Pathologen die Entnahme und Weitergabe von menschlichem Gewebe an forschende und produzierende Pharmaunternehmen als Dienst „für einen guten Zweck“. Schließlich dienten die entnommenen Gewebe der Erforschung und Herstellung neuer Medikamente, die noch lebenden, aber leidenden Menschen Linderung und Heilung verschaffen können. Die Entnahme solcher Leichenteile auch ohne die explizite Zustimmung der Betroffenen und/oder der Angehörigen werde daher als gängige Praxis akzeptiert, auch wenn es sich dabei rechtlich um eine „Grauzone“ handle. Es verwundert daher auch nicht, wenn ein damaliges Vorstandsmitglied des deutschen Pathologenverbandes diese Praxis nicht als eine Menschenwürdeverletzung bezeichnet, solange die „Hülle intakt bleibt“.

Ein anderes Argument von Seiten der obduzierenden Pathologen lautet, dass die Verwendung von Leichenteilen für die Behandlung von Lebenden unersetzlich sei. Die Aufregung in der Öffentlichkeit resultiere aus unbegründeter Panikmache. Vielmehr käme es einer unterlassenen Hilfeleistung gleich, wenn nötige Gewebeteile nicht entnommen würden, obwohl sie der Heilung lebender Menschen dienen könnten.

Darüber hinaus zeigen sich deutliche Hinweise auf eine einseitige bzw. unsachliche Berichterstattung. Einige Autoren spielen bewusst mit der gleichzeitigen Abneigung und Faszination, mit denen das Thema Tod und Tote für Laien behaftet ist. Damit erzeugen sie bei einer (eventuell nicht genügend kritischen und) überwiegend weder medizinisch noch philosophisch vorgebildeten Leserschaft Horrorszenarien über Leichenfledderer in weißen Kitteln. Derartige Beiträge finden sich im „Spiegel“ unter Titelüberschriften wie „Geplündert ins Grab“, „Köffchen voller Nieren“, oder „Leichen auf CD-Rom“. Sie unterstreichen die Vermutung, dass mit einer sensationalisierenden Berichterstattung zur klinischen Sektion Aufmerksamkeit geweckt werden soll. Hierin zeigt sich eine Form der Instrumentalisierung des Themas Leiche, die weitere Untersuchungen lohnend erscheinen lässt. Dies umso mehr, als (Print-)medien im Hinblick auf die öffentliche Meinung eine doppelte Funktion zuzuschreiben ist: Sie bilden Meinungen ab und wirken zugleich meinungsbildend.

Weiterführende Literatur

1. Anonym, Bitte wegschauen!, Zeit Online, 1999, http://zeit.de/1999/02/199902.9_titel_unterzei.html [07.01.2009].
2. Anonym, Geplündert ins Grab, in: Der Spiegel, 49/1993, 06.12.1993, wissen.spiegel.de/wissen/dokument/92/13/dokument.html?titel=Gepl%C3%BCndert+ins+Grab&id=13693129&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%C3%BCndert+ins+grab%22&quellen=%2BBBX%2CWIKI%2C%2BSP%2C%2BMM%2CCALME%2CSTAT%2C%2BMEDIA&qcrubrik=artikel [07.01.2009].
3. Anonym, Köfferchen voller Nieren, Der Spiegel, 50/1993, 13.12.1993, wissen.spiegel.de/wissen/dokument/02/03/dokument.html?titel=K%C3%B6fferchen+voller+Nieren&id=13683020&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22k%C3%B6fferchen+voller+nieren%22&quellen=%&qcrubrik=artikel [07.01.2009].

4. Anonym, Leichenhandel in Polen. Pfeilgift nur in Lodz gespritzt, Spiegel Online, 31.02.2002, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180028,00.html [07.01.2009].
5. Anonym, Leichenhandel. Chinesische Spezialbehandlung, Der Spiegel, 5/2004, 26.01.2004, S. 18, www.wissen.spiegel.de/wissen/dokument/79/27/dokument.html?titel=Chinesische+Spezialbe%20handlung&id=29787297&top=SPIEGEL&suchbegriff=leichenhandel&quellen=%20BBX%20WIKI%20%20BSP%20%20BMM%20CALME%20STAT%20%20BMEDIA&qcrubrik=artikel [07.01.2009].
6. Anonym, Leichenhandel. Die Häute von Lodz, Spiegel Online, 24.02.2004, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-178915,00.html [07.01.2009].
7. Anonym, Ohne Hirn und Herz, Zeit Online, 1999, www.zeit.de/1999/52/Ohne_Hirn_und_Herz [07.01.2009].
8. Anonym, Tote machen keinen Krach, Der Spiegel, 34/2004, 16.08.2004, www.wissen.spiegel.de/wissen/dokument/67/91/dokument.html?titel=Tote+machen+keinen+Krach&id=31821976&top=SPIEGEL&suchbegriff=kriminallistik&quellen=&qcrubrik=recht [07.01.2009].
9. Francke, K., Manzel, U., 0,2 % einer Leiche. Der Kieler Pathologie-Professor Manfred Dietel über Organhandel und Ethik“, Der Spiegel, 1/1994, 03.01.1994, wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%20%20C2+Prozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%20C3%20BCndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel [07.01.1009].
10. Hackenbrock, V. Leichen auf CD-Rom, Der Spiegel, 22/2005, 30.05.2005, www.wissen.spiegel.de/wissen/dokument/59/85/dokument.html?titel=Leichen+auf+CD-Rom&id=40525895&top=SPIEGEL&suchbegriff=autopsie&quellen=&qcrubrik=recht, www.wissen.spiegel.de/wissen/dokument/65/92/dokument.html?titel=%20%20C2+Prozent+einer+Leiche%22&id=13682956&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22gepl%20C3%20BCndert+ins+grab%22&quellen=&qcrubrik=artikel [07.01.2009].
11. Malzahn, C., Korrupte Ärzte, gefledderte Leichen, Spiegel Online, 01.02.2002, www.spiegel.de/panorama/0,1518,druck-180223,00.html [07.01.1009].
12. Röbel, S., Wassermann, A., Leichenhandel. Russische Kadaver, Der Spiegel, 10/2004, www.wissen.spiegel.de/wissen/dokument/28/40/dokument.html?titel=%22Russische+Kadaver%22&id=30090482&top=SPIEGEL&suchbegriff=%22russische+kadaver%22&quellen=&qcrubrik=artikel [07.01.2009].
13. Schuh, H., In China werden Hingerichtete als Organlieferanten missbraucht. Ein amerikanischer Wissenschaftler klagt an, Zeit Online, 1997, www.diezeit.de/1997/47/bodyshop.txt.19971114.xml [07.01.2009].

IX. Moderne Bestattungsformen und der Stellenwert des toten Körpers

Tote Körper und die neue Vielfalt ihrer Bestattung. Deutungsversuche eines vielschichtigen Phänomens

Dominik Groß und Martina Ziefle

Während in Deutschland bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Beerdigung des Leichnams die übliche und wenig hinterfragte Form der Bestattung darstellte, hat sich in jüngster Zeit ein ungeahnter „Bestattungsppluralismus“ entwickelt, der insbesondere die städtischen Regionen Deutschlands erreicht hat. So stellt etwa der Suchdienst „Bestattungsplanung“ auf seiner Homepage www.bestattungsplanung.de nicht weniger als 22 Formen der Bestattung zur Wahl – darunter so individualisierte (und teilweise kurios anmutende) Dienste wie Almwiesen-, Diamant- und Felsbestattung, Kryonik, Plastination oder Weltraumbestattung.

Der Bestattungsppluralismus und die neue Rolle des toten Körpers

Dieser erstaunliche Wandel wirft zugleich die Frage nach seinen Ursachen, Hintergründen und Implikationen auf, kurz: er erscheint in hohem Maße klärungsbedürftig. An ebendieser Stelle setzt das hier vorgestellte Projektvorhaben an. Es nähert sich der neuen Rolle des toten Körpers im Angesicht des rezenten Bestattungsppluralismus in vier Schritten:

1. Zunächst gilt es die Geschichte der Bestattung in groben Schritten nachzuzeichnen. Hierbei soll herausgearbeitet werden, bis wann und aus welchen Gründen die Erdbestattung vorherrschte und welche Entwicklungen den oben skizzierten Wandel herbeigeführt haben. Damit verbunden ist die Überprüfung der These, dass den christlichen Kirchen in Deutschland bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein – und damit bis zum Aufkommen des heute vorherrschenden kulturellen und Werte-Pluralismus – eine Deutungshoheit in Bezug auf die Form der Bestattung des menschlichen Leichnams zugestanden wurde, die einer Diversifizierung der Bestattung entgegenstand. So wurde etwa im katholischen Kirchenrecht erst 1964 das Verbot der Feuerbestattung aufgehoben, sofern damit nicht die explizite Leugnung des Glaubens an die Auferstehung zum Ausdruck gebracht wird (Katholischer Erwachsenen-Katechismus [1989-1995]). Hinzu kamen in dieser Zeit restriktive rechtliche Bestimmungen; zudem standen technologische bzw. technische Limitationen a priori dem Angebot einzelner Bestattungsformen (z. B. Kryonik, Plastination und Weltraumbestattung) entgegen.

2. Anschließend sollen die heute angebotenen Formen der Bestattung näher in den Blick genommen werden: Hierzu gehören – neben der traditionellen Erdbestattung – die Almwiesenbestattung, die Anonyme Erdbestattung, die Anonyme Feuerbestattung, die Baumbestattung, die Beisetzungen im Kolumbarium, im Urnengrab oder in einer Urnenstele, die Diamantbestattung, die Felsbestattung, die Flugbestattung, die Beiset-

zung im Gemeinschaftsgrab mit oder ohne Namenstafel, die Körperspende, die Kryonik (Kryokonservierung), die Luftbestattung, die Naturverstreung, die Plastination, das Rasengrab als Form der Erdbestattung, die Seebestattung, die Totenasche im Wohnzimmer und die Weltraumbestattung. Sie gilt es vorzustellen und zu interpretieren.

3. Auf der Grundlage der in 1. und 2. gewonnenen Erkenntnisse sollen sodann drei Annahmen überprüft werden, die im Zentrum unseres Projektvorhabens stehen:

(a) Die Etablierung eines Bestattungsppluralismus ist Ausdruck allgemeiner gesellschaftlicher Individualisierungstendenzen; sie befördert das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen und gibt diesem zugleich die Möglichkeit, sich a) durch die Wahl seiner speziellen Bestattungsform gegenüber anderen abzugrenzen (Beispiele: Plastination, Diamantbestattung, Weltraumbestattung), b) den eigenen Lebensverlauf durch die Wahl der Bestattung in einem gleichsam symbolischen Akt zu „spiegeln“ (Beispiele: Almwiesenbestattung bei Bergbewohnern, Seebestattung bei Seeleuten) oder aber c) dem Leben eine besondere (z. B. gemeinschaftsstiftende) Sinnhaftigkeit zu verleihen (Beispiele: anatomische Körperspende, Beisetzung im Gemeinschaftsgrab). Schließlich kann die Wahl der Bestattungsform auch d) vorrangig einer besonderen Technikgläubigkeit oder -begeisterung geschuldet sein (Beispiele: Kryonik, Plastination).

(b) Die Etablierung eines Bestattungsppluralismus ist Resultat des (ebenfalls Individualisierungstendenzen geschuldeten) Bestrebens, den persönlichen Handlungsspielraum über den eigenen Tod hinaus auszudehnen. Damit ist die Wahl der persönlichen Bestattungsform eine letzte, in den postmortalen Bereich verlagerte bewusste Ausdrucksform von Gestaltungswillen und Autonomie.

(c) Die Etablierung eines Bestattungsppluralismus ist Kennzeichen eines neuen, säkularisierten und pluralisierten Umgangs mit dem Tod, der den gedanklichen Zusammenhang zwischen Erdbestattung und Wiederauferstehungsglaube verdrängt und neue Deutungsmuster ermöglicht bzw. freigelegt hat. Hinweise hierauf geben etwa die Kryonik, die als neue, auf Technikgläubigkeit fußende Form des „Wiederauferstehungsglaubens“ interpretiert werden kann, aber auch die dauerhafte Plastination bzw. die Diamantierung der Asche, bei welcher die sterblichen Überreste des Verstorbenen in die kristalline Form des Diamanten gepresst werden und so – anders als bei der Erd- oder Feuerbestattung – einen Zustand der Dauerhaftigkeit erreichen. Damit verbunden ist eine Ästhetisierung der Erscheinungsform, die im Gegensatz zu Zerfall und Zersetzung erdbestatteter Leichname steht.

4. Um den Bezug zum Rahmenthema „Die dienstbare Leiche“ zu konkretisieren, ist schließlich in einem letzten Schritt herauszuarbeiten, was die in (3) erhobenen Befunde für den Stellenwert und die Einordnung des toten Körpers bedeuten. Sofern sich die vorgenannten Annahmen verifizieren bzw. argumentativ stützen lassen, wird der tote Körper in diesem Zusammenhang in zweifachem Sinne als Ressource genutzt: a) (nahe liegend:) aus Sicht der Bestattungsunternehmen, die mit der Bestattung des Leichnams merkantile Interessen verknüpfen, b) aus Sicht des Einzelnen, der seinen Leichnam als persönliche Ressource einsetzt, d. h. als Instrument, um dem eigenen Bedürfnis nach

Autonomie Geltung zu verschaffen, den Handlungsspielraum über den eigenen Tod auszudehnen und mit der Wahl der Bestattung zugleich den eigenen Platz in der Welt für die Zeit nach dem Ableben festzuschreiben. Während der unter a) genannte erste Aspekt eo ipso evident scheint, soll vor allem der zweite Aspekt verdeutlicht und mit Beispielen belegt werden.

Methoden

- Literaturstudie (Auswertung der medizinhistorischen und zeithistorischen Fachliteratur zum Themenbereich Bestattung)
- Auswertung der schriftlichen und elektronischen Verlautbarungen der christlichen Kirchen (EKD, Deutsche Bischofskonferenz, Katholischer Katechismus) sowie der organisierten Bestatter
- Auswertung der verfügbaren Meinungsumfragen zu den Themenfeldern Bestattung und Wiederauferstehungsglaube
- Themenbezügliche Veröffentlichungen in der Laienpresse (insb. Printmedien)

Weiterführende Literatur

1. Bestattung in Deutschland: Lehrbuch, Düsseldorf 2003.
2. Bestattung. Stiftung Warentest, Berlin 2008.
3. Die fünf beliebtesten Bestattungsformen in Deutschland, www.planet-wissen.de/pw/Artikel,,,,,,,,B009F40081425214E034080009B14B8F,,,,,,,,,,,,,html [15.02.2009].
4. Fölbach, L. (Hrsg.), Kultur der Bestattung, München 2008.
5. Hänel, D., Bestatter im 20. Jahrhundert: zur kulturellen Bedeutung eines tabuisierten Berufs, Münster 2003.
6. Köster, M., Den letzten Abschied selbst gestalten. Alternative Bestattungsformen, Berlin 2008.
7. Nüchtern, M., Schütze, S., Bestattungskultur im Wandel, Berlin 2008.
8. Rudisile, M., Feuerbestattung – auch für Christen?, Lage 2007.
9. Schomers, M., Todsichere Geschäfte – wie Bestatter, Behörden und Versicherungen Hinterbliebene ausnehmen, Berlin 2008.
10. VDZB (Hrsg.), Bestattung. Heft August 2008, Bonn 2008, www.holzsaarg.de/ausgabe08_08_web2.pdf [15.02.2009].

„Cryonics“ – Die Wichtigkeit der Körper für die Unsterblichkeit

Nadine Witt und Thomas Dickinson

Der Tod ist sowohl unausweichlich als auch unumkehrbar. Er ist persönlich und der Einzelne kann nicht von diesem berichten.¹ Stimmt diese Aussage auch für die Zukunft? Ist der Tod nicht unumkehrbar?

Der Mensch wird immer häufiger mit dem Tod in den Medien konfrontiert. Sterbehilfe und lebensverlängernde Maßnahmen rücken zunehmend in das Zentrum des Interesses der Menschen in der heutigen westlichen Welt.² Die Auseinandersetzung mit dem Tod und die Angst vor Sterblichkeit bzw. Endlichkeit bewegte Männer und Frauen bereits in früheren Zeiten dazu, an ein Leben nach dem Tod zu glauben. Der christliche Glaube vermittelt z. B. bereits seit Jahrhunderten die Hoffnung auf ein ewiges Leben. Es ist allgemein bekannt, dass es den Wunsch gibt, den Tod „verschieben“ zu können.³

Die Idee an ein Leben nach dem Tod fasziniert den Menschen. Es scheint, dass ihn der Gedanke, den Tod zu besiegen, fesselt, er an diesem Ziel festhält und versucht, es zu erreichen.

Heutige technische und medizinische Entwicklungen, wie z. B. Cryonics, versuchen dem Menschen die Angst vor dem Tod zu nehmen, indem sie ein Leben nach dem Tod versprechen.⁴ Mit Hilfe von Cryonics⁵ kann ein Mensch nach seinem Tod kältekonserviert, d. h. „eingefroren“ werden. Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt in der Zukunft soll er „reanimiert“ werden, um ein verlängertes und gesundes Leben führen zu können.⁶ Neben der Ganzkörperkonservierung besteht die Möglichkeit der Neurokonservierung, d.h. nur der Kopf bzw. das Gehirn wird kryonisiert. Dies hat zur Folge, dass, je nach Konservierungsmethode, dem Menschen einerseits ein „neues“ Leben mit dem eigenem Körper⁷ (= Ganzkörperkonservierung), andererseits ein Leben mit einem neuem Körper⁸ versprochen wird (= Neurokonservierung) (s. Abbildung 1).

Sowohl die Gegenwart als auch die Vergangenheit zeigen uns, dass sich die westliche Welt sehr schnell weiterentwickelt (hat), sei es auf kultureller, ökonomischer, technischer oder medizinischer Ebene. Seitdem das Beatmungsgerät in den 1960ern erfunden worden ist und Organtransplantationen und andere medizinische Möglichkeiten der Lebensverlängerung entwickelt worden sind, ist es notwendig geworden, sich

¹ Vgl. Riley (1983).

² Vgl. Lock (1996).

³ Vgl. Riley (1983).

⁴ Vgl. Conn et al. (1996).

⁵ Vgl. Lebrun (2007).

⁶ Vgl. Cryonics Institute (2008).

⁷ Der Körper bleibt als Ganzes, in seiner ursprünglichen Form erhalten.

⁸ Der kryonisierte Kopf bzw. das Gehirn muss nach der Kältekonserierung mit einem neuen, fremden Körper verbunden werden.

mit der Bedeutung des Todes für den Menschen in technisch hochentwickelten Gesellschaften auseinanderzusetzen.⁹

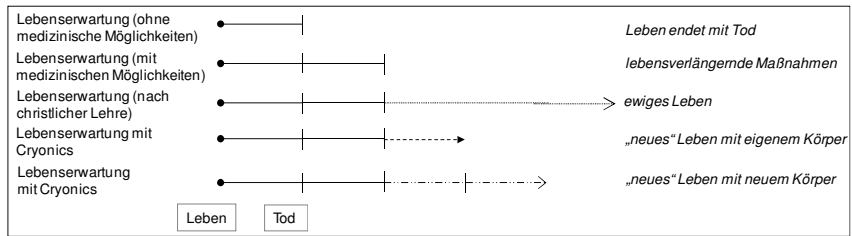


Abbildung 1: Der Traum vom ewigen Leben (eigene Darstellung)

Außerdem stellt sich die Frage nach der Wichtigkeit des „toten“ Körpers auch aus der Perspektive der Dienstbarmachung: „Cryonics“ ermöglicht einen zweifachen Blick auf dieses Thema: Zum einen verfolgt Cryonics in Bezug auf die Leichen merkantile Interessen. Zum anderen wird der eigene Leichnam für den Kunden selbst zu einer wichtigen Ressource und damit dienstbar gemacht, weil die Hoffnung der Unsterblichkeit eng an die Materialität dieser Leiche geknüpft wird.

Forschungsfragen

Von großer Bedeutung ist die Untersuchung der Gesellschaft in Bezug auf den „toten“¹⁰ Körper und seinen Dienst für die Gegenwart und Zukunft.

Aus soziologischer Sicht ergibt sich eine Reihe von interessanten Fragen. Die Makrosoziologie würde beispielsweise untersuchen, welche Art von Gesellschaft es „erlaubt“, dass Menschen sich für ein zukünftiges Leben kältekonservern lassen „dürfen“. Ungeklärt ist z. B. auch, wie der Mensch nach dem Kältekonservern wieder in die Gesellschaft integriert wird. Kann er sich in einer vielleicht durch die Zeit völlig veränderten Gesellschaft¹¹ zurechtfinden? Wird es Probleme hinsichtlich einer Überbevölkerung geben? Auf mikrosoziologischer Ebene können konkretere Variablen evaluiert werden: Leben Menschen, die sich für Cryonics entschieden haben, nach dieser Entscheidung anders? Zu welchem Lebenszeitpunkt entschließen sich Menschen für Cryonics? Welche Variablen (Alter, Geschlecht, Einkommen, soziale Schicht usw.) haben Einfluss auf diese Entscheidung? Wie kommt der Mensch mit einem neuen Körper¹² in einer neuen Zeit zurecht?

Erforschenswert ist weiterhin die Frage nach der sozialen Ungleichheit: die Konservierung von Körpern ist eine kostenintensive Investition in die Zukunft, die eventuell keinen Nutzen erbringen wird. Die Forschung ist zum jetzigen Zeitpunkt und

⁹ Vgl. Lock (1996).

¹⁰ Der Mensch ist gestorben und wurde bereits kryonisiert und soll in der Zukunft reanimiert werden.

¹¹ Eine zukünftige Gesellschaft könnte durch den Fortschritt technisch hochentwickelt sein, die Sprache kann sich verändert haben, einfach die ganze Art des Lebens.

¹² Dies betrifft nur Menschen, die sich einer Neurokonservierung unterzogen haben.

in vorhersehbarer Zeit nicht in der Lage, den Menschen nach der Kältekonservierung zu „reanimieren“.¹³ In Bezug auf die Neurokonservierung ist es untersuchungswert, welche Menschen es sind, deren Köpfe als „wichtig“ erachtet und für die Nachwelt erhalten bleiben müssen (Frage nach sozialem Status, Prominenz usw.). Gleichzeitig ist zu untersuchen, welche Körper in ihrer Wichtigkeit als gering einzustufen sind, so dass sie in der Zukunft für Cryonics zur Verfügung gestellt werden dürfen, d.h. dienstbar gemacht werden, um mit einem fremden Kopf vereinigt zu werden.

Neben der Frage nach sozialer Ungleichheit („wer nutzt wen“) ist auch die Frage nach dem wirtschaftlichen und ideellen Nutzen auf Seiten der Institute, die diese Art der Kältekonservierung anbieten, von Bedeutung. Da höchst fraglich ist, dass Menschen ins Leben zurückgerufen werden können, interessiert, inwieweit Cryonics-Institute die Menschen für eigene Zwecke ausnutzen. Verfolgen diese Institute nur wirtschaftliche Aspekte (finanzieller Wert) oder „glauben“ die Verantwortlichen wirklich an den Nutzen von Cryonics (ideeller Wert)?

Von der rechtlichen Seite gilt zu erforschen, wie lange der „Patient“¹⁴ Anspruch auf eine Konservierung hat. Gibt es ein zeitliches Limit? Wie bereits erwähnt ist zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht geklärt, ob und wann Menschen, die sich für die Kältekonservierung entschieden haben, einen Nutzen von diesem „Service“ haben werden. Da es sich zum jetzigen Zeitpunkt ausschließlich um ein Versprechen der Institute handelt, bedeutet dies gleichzeitig, dass jemand für die enormen Kosten einer eventuellen Langzeitkältekonservierung aufkommen muss. Die Kältekonservierung beinhaltet z. B. technische Überwachung der konservierten Körper, Stromkosten und Personalkosten, um nur einige der offensichtlichen Kapitalaufwände zu benennen. Ebenfalls interessant ist die Frage nach dem Erbe: Da der Verstorbene nach eigenem Verständnis ein Patient ist, der in der Zukunft wieder leben wird, besteht die Frage, wie mit der Hinterlassenschaft des Patienten umzugehen ist. Haben Erben weiterhin einen Anspruch?

Dies ist nur ein kurzer Ausschnitt von Fragen, die sich zum Thema „Cryonics“ – die Wichtigkeit der Körper für die Unsterblichkeit“ stellen, und die es zu erweitern und zu vertiefen gilt.

Methoden

In Anbetracht der Vielfalt der Forschungsfragen und der Interdisziplinarität, die diese Thematik aufweist, können verschiedene Methoden (der Sozialwissenschaften/ Humanities beispielsweise Soziologie, Psychologie, Kommunikationswissenschaft) in Betracht gezogen werden, um die Wichtigkeit des „toten“ Körpers und die Art seiner Dienstbarmachung für die Gegenwart und die Zukunft zu analysieren.

Es sollte ein interdisziplinärer Mehrmethodenansatz entwickelt werden, der Methoden der verschiedenen Disziplinen, wie z. B. Befragungen, Fokusgruppen und Text- und Webmining kombiniert. Dabei können die erzielten Ergebnisse aufeinander bezogen werden.

¹³ Vgl. Fahy et al. (2004).

¹⁴ Patienten sind Menschen, die bereits kryonisiert sind.

Die Analyse von Diskursen (mündlicher und schriftlicher Art) kann einer Rekonstruktion von Meinungen über die Kältekonserverung, d.h. über Cryonics, dienen.

Eine Methode stellt das Durchführen von Interviews und Fokusgruppen mit Mitarbeitern von Cryonics Instituten und Mitgliedern¹⁵ dieser Einrichtungen dar. Befragungen und Fokusgruppen sind für dieses Projekt nützlich, da auf diese Weise Einstellungen und Meinungen von Menschen, die sich für diese Behandlungsmethode entschieden haben, erfasst werden können. Qualitative Interviews sind dazu geeignet, persönliche, sensitive und vertrauliche Informationen zu eruieren. Dies ist für dieses Projekt von großer Wichtigkeit, da individuelle Perspektiven, sei es von den Mitgliedern oder den Anbietern von Cryonics Instituten, aufgedeckt werden sollen.

Die Analyse von schriftlichen Diskursen, wie z. B. von Internetdaten (Foren, Message Boards aus Webblogs) mit Hilfe des Text- bzw. Webminings¹⁶ ist geeignet, um unbeeinflusste, subjektive Eindrücke von Menschen bezüglich Cryonics erheben zu können. Das heißt, es können z. B. keine Intervieweffekte auftreten, da die Menschen, die in Foren etc. ihr Gedankengut veröffentlicht haben, nicht wissen, dass sie bzw. ihre Einträge zum Untersuchungsgegenstand einer Forschung geworden sind.¹⁷

Diese kurze, noch nicht vollständige Ausführung zeigt, dass die interdisziplinäre Analyse dieser Thematik einen Mehrwert für die Ergebnisse der Forschung liefern wird.

Interdisziplinarität

Cryonics ist, wie bereits durch die Vielzahl und Vielfalt der Forschungsfragen dargestellt, nicht alleine unter geisteswissenschaftlichen Aspekten erforschenswert. Da die Thematik zwei unterschiedliche Bereiche, einerseits den der Menschen bzw. der Gesellschaft und andererseits den der Kältekonserverung und die damit zusammenhängenden Disziplinen (Ingenieur- und Naturwissenschaften) anspricht, sind nicht nur kognitive, emotionale, kulturelle und soziale Aspekte, sondern auch technische, biologische, chemische usw. Komponenten zu untersuchen. Folglich ist Cryonics nicht nur für Soziologen, sondern auch für die Psychologie, Rechtswissenschaften, Informatik, Chemie, Physik, Biologie, Medizin und Wirtschaft interessant. Eine nähere Betrachtung der Thematik unter Einbeziehung dieser Disziplinen ist unumgänglich.

¹⁵ Menschen, die sich für Cryonics entschieden haben.

¹⁶ Kosala/Blockeel (2000).

¹⁷ Die Analyse wird auf einen beträchtlichen Teil von Daten aus dem Internet zurückgreifen müssen. Vorab gilt es zu klären, ob im Internet veröffentlichtes Gedankengut, das ohne Registrierung frei zugänglich ist, der privaten oder öffentlichen Sphäre zuzuordnen ist und ob demnach diese Daten als privates oder öffentliches Gut betrachtet werden müssen. In Anlehnung an andere Studien, wie z. B. der von Seale (2005), in der Internetforen zum Thema Krebs analysiert worden sind, können frei zugängliche Internetseiten als öffentliches Gut betrachtet werden. Folgt man dieser Auffassung, wäre eine Analyse dieser Daten ohne Einwilligung von Internetnutzern möglich.

Literatur

1. Conn et al. (1996): R. Conn, M. P. Schrader, D. L. Wann, Reduction of anxiety about death: Need for beliefs about immortality, *Psychological reports* 79 (1996), p. 1315-1318.
2. Cryonics Institute (2008): Cryonics Institute, Your Last Best Chance For Life - and Your Family's, www.cryonics.org/index.html [19.01.2009].
3. Fahy et al. (2004): G. M. Fahy et al., Cryopreservation of organs by vitrification: perspectives and recent advances, *Cryobiology* 48 (2004), p. 157-178.
4. Kosala/Blocheel (2000): R. Kosala, H. Blocheel, Web Mining Research: A Survey, *SIGKDD Explorations*, 2 (2000), 1, p. 1-15.
5. Lebrun (2007): Ph. Lebrun, An Introduction to Cryogenics, <http://doc.cern.ch/archive/electronic/cern/preprints/at/at-2007-001.pdf>. [19.01.2009].
6. Lock (1996): M. Lock, Death in Technological Time: Locating the End of Meaningful Life, *Medical Anthropology Quarterly* 10 (1996), p. 575-200.
7. Riley (1983): J. W. Riley, Dying and the meanings of death: Sociological inquiries, *Annual Review of Sociology* 9 (1983), p. 191-216.
8. Seale (2005): C. Seale, New directions for critical internet health studies: representing cancer experience on the web, *Sociology of Health and Illness* 27 (2005), p. 515-540.

Weiterführende Literatur

1. Bekhterev, V. M., Immortality from the scientific point of view, *Society* 43 (2006), p. 74-80.
2. Case, T., Stevenson, R., McLean, S., Fear of Death and the quest of immortality, *Australian Journal of Psychology* 56 (2004), p. 60-70.
3. Lee, R., Prospects for immortality. A sensible search for life after death, *Omega-Journal of Death and Dying* 48 (2003), p. 192-193.
4. Loeb, P., The Future of Immortality and other essays for Nuclear-Age, *Psychology Today* 21 (1987), p. 71-73.
5. Lynch, S. M., The quest of immortality, *Social Biology* 48 (2001), p. 329-332.
6. Papastergiadis, N., Mortality, Immortality and other Strategies, *The Journal of the British Sociological Association* 28 (1994), p. 333-335.
7. Tonkiss, F., Analysing text and speech: content and discourse analysis, in: Seale, C. (Hrsg.), *Researching Society and Culture*, London (u. a.) 2004, p. 367-382.
8. Wilmoth, J. R., The quest of immortality: Science at the frontier of aging, *Population and Development Review* 27 (2001), p. 791-800.

X. Tod und Technik in der Postmoderne

Die Unsichtbarkeit von Unfalltoten

Catarina Caetano da Rosa

Die folgenden Überlegungen gehen von Thomas Machos These aus, dass gegenwärtig so viele Leichen zu sehen seien wie noch nie. Doch dies ruft Widerspruch hervor. Ein Gegenargument lautet, dass bei Unfällen nicht die Toten, sondern die technischen Wracks in den Vordergrund der medialen Aufmerksamkeit rücken.

Neue Sichtbarkeit des Todes?

Vor kurzem stellte Thomas Macho die These von der „neuen Sichtbarkeit des Todes“ auf, die ein gleichnamiger Sammelband materialreich belegt: „Auffällig bleibt, dass man, wenn man heute ein Fernsehgerät einschaltet oder die *Yellow-Press* aufschlägt, mit Bildern konfrontiert ist, die vor noch etwa 15 Jahren niemand zu zeigen gewagt hätte. Heute jedoch ist es vollkommen normal, dass im täglichen Hauptabendprogramm die Sektion einer Kinderleiche ausgestrahlt wird [...]“¹ führte der Kulturwissenschaftler seine Theorie im Gespräch mit Hans Belting aus.

Dieses Zitat mag überspitzt klingen. Es weist jedoch auf eine ambivalente Tendenz hin: Denn obwohl die kulturelle Entwicklung eine größere Distanz zum Tod gebracht zu haben scheint, sieht es neuerdings so aus, als ob die Präsentation von Leichen zum Alltagsgeschäft der Medien zählt. Aus dieser Beobachtung geht hervor, dass die Sensibilität des Publikums heutzutage so herabgesetzt ist, dass der Anblick einer Leiche (und sei es eine Fernsehattrappe) keinen Skandal mehr provoziert und die Grenzen des guten Geschmacks nicht mehr überschreitet.

Historisch gesehen sind Abbildungen von Leichen nichts Neues. Das Grauen packte die Welt nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie Bilder von Leichenbergen in Vernichtungslagern zur Kenntnis nehmen musste. Besonders schockierten auch Fotografien aus dem Vietnamkrieg. Sie führten der Öffentlichkeit das Ausmaß des menschlichen Elends vor Augen und unterstützten die Friedensbewegung.

Unsichtbarkeit von Unfallopfern

Im Folgenden soll jedoch weder von Krimi- noch von Kriegsleichen, sondern nur von Unfallopfern die Rede sein. Im Unterschied zu Kriegen, die bewusst organisierten und beabsichtigten Strategien entsprechen, ereignen sich Unfälle plötzlich, unangekündigt und überraschend. Der durch sie verursachte Personen- und Sachschaden entsteht normalerweise ungewollt (die Doppelbedeutung des englischen Wörtchens „*accident*“, was sowohl „Unglück“ als auch „Zufall“ bedeutet, illustriert dies).² Auch zwischen Fakt und Fiktion gilt es zu unterscheiden, denn die Nachrichtenberichterstattung über Un-

¹ Macho/Marek (2007), S. 251.

² Vgl. Pircher (2008), S. 62, Fußnote 1.

fälle verfolgt andere Ziele und gehorcht anderen Regeln als Fernsehserien, die auf erfundenen Geschichten basieren und blutverschmierte Leichen inszenieren.

Die Gegenthese zu Macho lautet, dass die durch technische Unfälle getöteten Menschen selten medial vermittelt werden; in den Vordergrund rücken hingegen technische Wracks. Bei Unfällen ist die Darstellung der Technik die Regel, der durch sie getötete Mensch jedoch die Ausnahme. Die Technik bleibt konkret; der durch sie getötete Mensch wird abstrakt oder auf Zahlen reduziert.

Anhand der Medienberichterstattung lässt sich die Unsichtbarkeit von Unfallopfern prüfen. Methodisch liegt sowohl eine Bild- als auch eine Textanalyse nahe. Bei der Ausgangsfrage, ob nach Unfällen Leichen abgebildet werden oder nicht, kommt es auf die jeweiligen Medienformate und deren medienpolitische Strategie an. Auch journalistische Darstellungskonventionen, soziale Normen und kulturelle Standards sind wichtig. Davon ausgehend ließe sich eine Typologie der Unsichtbarkeit von Leichen entwerfen.³

Statistische Unsichtbarkeit von Toten

Als der Transrapid am 22. September 2006 auf der Teststrecke von Lathen im Emsland verunglückte, zeigte die Berichterstattung größtenteils keine Unfallleichen. Außerdem nannten die Medien keine Namen der Opfer. Ins Bild setzten sie hingegen das *Corpus delicti*: Den Transrapid. Es mag zynisch klingen, doch es war tatsächlich die Rede von einem „positiven“ Schock, weil der Unfall dazu führte, die Sicherheitsmaßnahmen technisch zu verbessern.⁴ Dieses Beispiel veranschaulicht in makabrer Weise, dass Hochtechnologie schon aus ökonomischen Gründen wichtiger erscheint als ihre möglichen Opfer.

Nach der Entgleisung des ICE „Wilhelm Conrad Röntgen“, die sich acht Jahre zuvor bei Eschede ereignete, gab es hingegen eine Ausnahme in der Bildberichterstattung: Die „Rheinische Post“ und auch die „Süddeutsche Zeitung“ vom 4. Juni 1998 bildeten ein Bergungsmanöver ab, bei dem es um einen Verletzten bzw. einen der über 100 Toten ging. Insofern machten sich diese Blätter selbst des Voyeurismus schuldig, den sie in einer Überschrift kritisierten. Dieser Widerspruch scheint die Regel zu bestätigen, dass die Opfer von Verkehrsunfällen selten visualisiert werden, sondern als Zahl in den Spalten von Unfallstatistiken verschwinden.

Physische Unsichtbarkeit

Im Bereich der Raum- und Luftfahrt gibt es eine lange Liste dramatischer Unfälle. Eine große Tragödie ereignete sich am 28. Januar 1986, als um 11.38 Uhr Ortszeit das *Space Shuttle Challenger* explodierte und sieben Astronauten in den Tod riss. Ein bemerkenswert paralleler Unfall ereignete sich – ebenfalls vor laufenden Kameras – am 16. Januar 2003: Beim Start der Raumfähre *Columbia* lösten sich Teile der Schaumstoffisolierung des Tanks. Diese beschädigten den Hitzeschild. Als das *Space Shuttle* am 1. Februar 2003

³ Vgl. Dupuy (2008), S. 67 ff.

⁴ Vgl. Niehaus (2007), S. 107 ff.

wieder in die Erdatmosphäre eintrat, führte dies dazu, dass die Maschine auseinander brach. Durch die Reibung mit der Luft ging die Sonde in Flammen auf. Bis zur sicheren Landung haben nur wenige Minuten gefehlt. Stattdessen verglühte die siebenköpfige Besatzung bei 18-facher Schallgeschwindigkeit zu Asche. Was blieb, waren Trümmerhaufen, deren Datenmaterial rekonstruiert und sogar wissenschaftlich ausgewertet werden konnte. Was geschah mit den Astronauten? Der damalige amerikanische Präsident richtete sich mit einer pathetischen Rede an die Nation, in der er die Astronauten zu Helden stilisierte. Der Bundesstaat Texas errichtete Statuen der Raumfahrer. Und die NASA gestaltete eine spezielle Homepage für ihre Heroen.⁵ Auf dieser Seite sind nicht die Toten, sondern die Lebenden sichtbar! Das Gruppenfoto mit den lächelnden Astronauten sollte den Glauben an technische Großprojekte der NASA offenbar nicht in Zweifel ziehen, sondern bestärken und rechtfertigen. Dieses Beispiel zeigt, dass weniger die Opfer der Raumfahrt betrauert, als vielmehr die Errungenschaften der technischen Intelligenz gefeiert wurden.

Symbolische Unsichtbarkeit

Unfälle sind bis heute auch Begleiter des Luftverkehrs. Dies illustriert ein Flug der Air France, der am 25. Juli 2000 mit einem Absturz nahe Paris endete. Hierbei kamen über 100 Menschen ums Leben. Der Unfall ereignete sich auf Grund eines Lecks, das ein auf der Piste liegender Metallstreifen in den Tank gerissen hatte. Dies verursachte ein Feuer, das nicht zu löschen war. Eine Notlandung misslang, so dass die Maschine abstürzte und ausbrannte. Nach diesem Unfall stellte die Air France den Flugbetrieb der Concorde ein; die ehemalige „Königin der Lüfte“ rollte ins Museum. Hier ließe sich einwenden, dass die Presse in diesem Fall sowieso keine Leichen hätte zeigen können, weil diese (wie bei den Raumfahrtkatastrophen) nicht mehr vorhanden waren. Gleichwohl diene diese Nicht-Visualisierung der Getöteten dazu, die Technik zu mystifizieren. So zeigte z. B. das Titelbild der „Spiegel“-Ausgabe Nummer 31 vom 31. Juli 2000 die Titanic mit Flügeln beziehungsweise ein Flugzeug mit einem Schiffsrumpf. Die Concorde verschmolz mit der Titanic zu einem Symbol der technischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Entgegen der Ausgangsthese heißt dies, dass die Aufmerksamkeit nicht den Toten, sondern technischen Meisterwerken galt.

Gründe für die Unsichtbarkeit von Unfalltoten

Wenn die Gegenthese zu Macho zutrifft, dass Unfalltote medial oft nicht sichtbar (gemacht) werden, dann geschieht dies möglicherweise auf Grund derselben Regel, nach der sich der Sensationsjournalismus gewöhnlich richtet. Wenn nach technischen Unfällen Bilder der Zerstörung publiziert werden, wirken diese oft schon für sich spektakulär. Wrackteile befriedigen den menschlichen Voyeurismus in ähnlicher Weise wie Leichen. Journalisten zeigen vermutlich eher eine sensationell wirkende Karambolage als einen schlichten Sarg, der in einen Leichenwagen geschoben wird. Hierbei spielt es

⁵ Siehe www.nasa.gov/columbia/home/index.html [20.01.2009].

natürlich eine Rolle, wer die tote Person war: Ob sie Lady Diana hieß, nach deren Autounfall Paparazzi darauf aus waren, nicht nur ein Bild des demolierten Mercedes, sondern besonders eines der toten Prinzessin zu schießen, oder ob es sich um ein anonymes Verkehrsoffer handelte, an dem kein Fotograf interessiert ist.

Journalisten halten sich an ethische Richtlinien, abhängig davon, welches Produkt sie herstellen und wie stark sie sich im Markt mit aufwühlenden Schnappschüssen behaupten müssen. Nach den Richtlinien des deutschen Presserats sollten sie Bilder von Menschen nur dann veröffentlichen, wenn diese Personen damit einverstanden sind. Die Berufsethik schreibt ihnen vor, dass „das Privatleben, die Intimsphäre und das Recht auf informationelle Selbstbestimmung des Menschen“⁶ zu achten sind. Ein weiterer Punkt hebt „die Achtung vor der Wahrheit [und] die Wahrung der Menschenwürde“⁷ hervor. Auch Ziffer neun des Berufscodex schützt die Ehre der Menschen in Wort und Bild. Dies bedeutet für Tote, die ihre Meinung nicht mehr äußern können, dass sie nur abgedeckt oder aus weiter Entfernung abgebildet werden dürfen, so dass sie nicht mehr als Person erkennbar sind. Ihre Würde muss gewahrt bleiben, auch wenn sie nicht erkennbar sind. Die Richtlinien des deutschen Presserats legen Journalisten nahe, Obszönitäten zu vermeiden und stattdessen den Respekt vor den Toten und den Gefühlen der Hinterbliebenen zu wahren.⁸ Andererseits unterstützt dies möglicherweise auch die Botschaft, dass der Fortschritt der Technik – allen Opfern zum Trotz – unantastbar sei. Die Technik behält ihre „Aura“ (Benjamin) und kompensiert die Leerstelle der Toten.

In der Kunst (etwa in Hitchcocks Filmen) gibt es Dinge (wie etwa ein leuchtender Giftbecher oder eine Messerklinge), die auf Morde hinweisen, ohne dass diese explizit gezeigt würden. Auch Medien-Bilder wecken Phantasien. Das Bild einer Uhr, deren Zeiger am 6. August 1945 um 8:15 Uhr stehen geblieben sind, erinnert an die unvorstellbar vielen Menschen, die der Atomschlag in Hiroshima sofort tötete. Es ruft auch Assoziationen an unbekannt viele weitere Menschen hervor, die an der radioaktiven Verstrahlung starben. Ebenso mahnen Fotografien aus Tschernobyl (etwa von Igor Kostin oder Enno Kapitza) an die letalen Langzeitfolgen des GAUs von 1986 (Der Soziologe Ulrich Beck schrieb im selben Jahr, dass sich die „neuen“ Gefahren der Risikogesellschaft durch ihre grenzüberschreitende Unsichtbarkeit auszeichnen). Darstellungen von technischen Relikten (etwa von zerknäulten Autos oder ausgebrannten Bergbahnen) lassen die Betrachter wissen, dass es Tote gegeben hat; zugleich lassen solche Bilder die menschliche Tragödie nur ahnen.

Fazit

Genauso wie es kein Licht ohne Schatten gibt, sollte die Ausgangsthese von der „neuen Sichtbarkeit des Todes“ nicht auf Kosten der Unsichtbarkeit verabsolutiert werden. Unfallopfer verschwinden oft aus den Bildern. Dies ist kulturell bedingt und z. B. durch journalistische Normen festgelegt, denen zufolge die Pietät vor den Toten (aller

⁶ Vgl. Deutscher Presserat (2006), S. 3.

⁷ Ebd., S. 4.

⁸ Vgl. ebd., S. 24.

Schaulust des Publikums zum Trotz) zu wahren sei. Aus technikhistorischer Sicht sind es bei Unfällen nicht die Toten, die in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, sondern die Faszination Technik. In dieser Perspektive sind Unfalltote indiskreten Blicken entzogen und somit vordergründig nicht dienstbar gemacht. Andererseits stellt gerade ihre gezielte Ausblendung im Rahmen von Unfallkatastrophen eine Form der Instrumentalisierung dar, indem sie dazu verhilft, den Glauben an technische Großprojekte aufrecht zu erhalten.

Literatur

1. Deutscher Presserat (2006): Deutscher Presserat (Hrsg.), Publizistische Grundsätze (Pressecodex), Bonn 2006, www.presserat.info/uploads/media/Pressecodex_01.pdf, [20.01.2009].
2. Dupuy (2008): J.-P. Dupuy, *Tchernobyl et l'invisibilité du mal*, ESPRIT, Paris 2008, S. 67-79.
3. Macho/Marek (2007): T. Macho, K. Marek (Hrsg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, München [u. a.] 2007.
4. Niehaus (2007): A. Niehaus, Der ‚positive‘ Schock. Über den Transrapid-Unfall von Lathen (Emsland) und seine Folgen, *Inklings-Jahrbuch* 25 (2007), S. 107-119.
5. Pircher (2008): W. Pircher, Die Kraft des Zufalls. Der Unfall als das begleitweise Böse der Technik, in: Th. Brandstetter, Ch. Windgätter (Hrsg.), *Zeichen der Kraft. Wissensformationen 1800-1900*, Berlin 2008, S. 62-77.

Hirntod-Diagnostik und funktionelle Bildgebung

Sabine Müller

Zum Hirntod werden zwei Fragen bis heute kontrovers diskutiert: Erstens, ob der Hirntod mit dem Tod eines Individuums gleichzusetzen ist bzw. ob er ein hinreichendes Kriterium dafür ist, zweitens, wie man den Hirntod sicher diagnostiziert. Durch die funktionelle Bildgebung, insbesondere fMRT und PET, lässt sich die erste Frage zwar nicht entscheiden, aber sie könnte die Hirntoddiagnostik weit sensibler und zuverlässiger machen, als sie es mit den derzeit in den meisten Kliniken verwendeten Methoden ist.

Bis zur Erfindung von Herzlungenmaschinen im Jahr 1952 wurde der irreversible Herzstillstand als Kriterium des Todes betrachtet. Dieser hat unter natürlichen Bedingungen innerhalb von Minuten das Absterben des Gehirns zur Folge. Umgekehrt zieht das Absterben des Gehirns den Herzstillstand und damit das Erlöschen der gesamten Stoffwechselaktivität nach sich. Durch den Einsatz von Herzlungenmaschinen können das Absterben des Gehirns und das Absterben des Herzens zeitlich auseinander fallen. Der Begriff des Hirntodes ist aufgrund dieses Auseinanderfallens geprägt worden.

1968 hat das sog. *Ad Hoc Committee of the Harvard Medical School to Examine the Definition of Brain Death* vorgeschlagen, das „irreversible Koma“ als neues Todeskriterium zu definieren. Es begründete die Notwendigkeit der neuen Definition wie folgt:

“Our primary purpose is to define irreversible coma as a new criterion for death. There are two reasons why there is need for a definition: (1) Improvements in resuscitative and supportive measures have led to increased efforts to save those who are desperately injured. Sometimes these efforts have only partial success so that the result is an individual whose heart continues to beat but whose brain is irreversibly damaged. The burden is great on patients who suffer permanent loss of intellect, on their families, on the hospitals, and on those in need of hospital beds already occupied by these comatose patients. (2) Obsolete criteria for the definition of death can lead to controversy in obtaining organs for transplantation.”¹

Die Motive für diese neue Definition waren also zum einen ökonomische Gründe, zum anderen das Interesse an der straffreien Beschaffung von Transplantationsorganen; letzteres war drängend geworden, nachdem der japanische Arzt Wada, der einem hirntoten Patienten Organe zur Transplantation entnommen hatte, wegen Mordes verurteilt worden war.²

Hans Jonas reagierte alarmiert auf den Vorstoß des Ad Hoc Committee:³ In “Against the stream: Comments on the Definition and Redefinition of Death“ warnte er vor einer Verwechslung des Todes mit einem Kriterium, den Tod durch Therapieabbruch zuzulassen; diese Verwechslung würde den Weg dafür öffnen, das Hirntod-Kriterium in den Dienst der Organbeschaffung zu stellen. Der Therapieabbruch sei nur

¹ Ad Hoc Committee (1968).² Vgl. Laureys (2005), S. 900.

³ Jonas (1980).

gerechtfertigt, wenn er dem Interesse des Patienten selbst diene. Jonas forderte, da wir die exakte Grenze zwischen Leben und Tod nicht kennen, im Zweifel den Koma-Patienten oder den Hirntoten so zu behandeln, als sei er noch auf der Seite des Lebens.

Das *Harvard Ad Hoc Committee* hatte irreversibles Koma als Zustand von „unresponsivity and unresponsivity, no spontaneous movements or breathing, no reflexes, flat or isoelectric EEG“ definiert. Dieser Zustand wird nach heutigem Sprachgebrauch nicht als Koma, sondern als Hirntod bezeichnet. 1994 hat die US-amerikanische *Multi-Society Task Force of PVS* den Begriff des *persistant vegetative state* (PVS) eingeführt. Ein Jahr später hat die *American Academy of Neurology* Richtlinien zur Feststellung des Hirntodes erlassen.⁴

Kritik am Hirntodkonzept kommt auch von entgegengesetzter Seite: So fordert der US-amerikanische Bioethiker Jeff McMahan, den Tod einer Person mit dem Tod ihres Cortex gleichzusetzen. Das begründet er damit, dass nur der Cortex Bewusstsein und mentale Aktivität hervorbringe, während der Hirnstamm nur das integrierte Funktionieren des gesamten Organismus gewährleiste. Cortex und Hirnstamm könnten aber separat absterben, während der andere Teil noch funktioniere, was zum PVS bzw. zum Locked-in-Zustand führe. Wir seien nicht identisch mit unseren Organismen, sondern Personen, d. h. selbstbewusste Wesen mit einem geistigen Leben. Auf Basis des Körper-Geist-Dualismus fordert McMahan, zwei Arten von Tod zu unterscheiden: den Tod des Organismus und den Tod der Person. Da der Cortex die Basis unseres Bewusstseins sei, sei das richtige Kriterium für den Tod der Person das Kriterium des Cortextodes. Individuen im dauerhaften vegetativen Zustand sollten als Organspender verwendet werden, obschon ihre Organismen noch lebten. Doch da sie keine Personen mehr seien, sei ihre Tötung nicht verwerflicher als das Töten einer Pflanze.

Es besteht auch heutzutage kein Konsens über die richtige Definition des Todes. Beispielsweise ergab eine aktuelle Leserumfrage des Wissenschaftsjournals „Gehirn & Geist“ im Internet, dass knapp die Hälfte das Hirntodkriterium befürwortet, ein Viertel das Cortextodkriterium und ein weiteres Viertel das Organismustodkriterium (Tod nach Erlöschen aller Organfunktionen).⁵

Die gültige Definition des Todes bestimmt die Behandlung bestimmter Patientengruppen in existentieller Weise: Beim *Locked-in-Syndrom*, das u. a. nach Hirnstamminfarkt und bei ALS auftreten kann, funktioniert zwar noch der Cortex, doch alle oder die meisten Hirnstammfunktionen sind ausgefallen, u. a. das Atemzentrum, so dass ein Überleben nur mit maschineller Unterstützung der Atmung möglich ist. Der Patient ist dabei völlig bewegungsunfähig; allenfalls vertikale Bewegungen der Augenlider sind häufig noch möglich. Als *persistant vegetative state* (PVS) bzw. irreversibles Koma wird ein Koma eingestuft, das bei traumatischer Ursache länger als ein Jahr, bei nichttraumatischer Ursache länger als drei Monate dauert. Der *Hirntod* ist definiert als Ausfall aller Hirnfunktionen. Nach der „klassischen“ Todesdefinition wird der Tod als *dauerhafter Herz-Kreislaufstillstand* bestimmt; danach ist kein integriertes Funktionieren der kritischen Systeme des Organismus mehr möglich, und es setzt eine unaufhaltsame Desintegration aller Teilsysteme ein.

⁴ Vgl. Laureys (2005), S. 901.

⁵ Gehirn & Geist (2007), S. 7.

Einigkeit besteht zwischen den Anhängern der drei verschiedenen Todesdefinitionen nur über Patienten im Locked-in-Zustand und Patienten nach irreversiblen Herz-Kreislaufstillstand: Erstere gelten nach allen Todesdefinitionen als lebend, letztere als tot. PVS-Patienten werden dagegen von Anhängern des Hirntod-Kriteriums und des Organismustodkriteriums als lebend, von den Anhängern des Cortextodkriteriums aber als „human vegetable“ (organismisch lebend, aber personal tot) und damit als Organressource angesehen. Hirntote Patienten werden nur von Anhängern des Organismustodkriteriums für noch lebend gehalten.

Problematisch ist der Begriff des irreversiblen Koma: Die 1994 aufgestellte *operative* Definition, nämlich dass ein Koma „irreversibel“ sei, wenn es bei traumatischer Ursache länger als ein Jahr, bei nichttraumatischer Ursache länger als drei Monate dauert, ist als *Realdefinition* falsch, da etliche Fälle dokumentiert sind, in denen Menschen nach jahrelangem Koma wieder aufgewacht sind.

Neuen Zündstoff erhält die Diskussion durch Forschung an Koma-Patienten mit funktioneller Bildgebung. PET-Untersuchungen von Laureys (2005) haben bei PVS-Patienten immerhin ungefähr halb so große Hirnstoffwechselaktivität wie bei gesunden Personen nachgewiesen. Owen et al. (2006) haben bei einer Patientin im vegetativen Zustand mittels fMRT gezeigt, dass sie sich auf Anweisung hin vorstellen konnte, Tennis zu spielen oder die Räume ihrer Wohnung zu durchqueren; dabei waren ihre neuronalen Reaktionen ununterscheidbar von denen gesunder Probanden. Dieses Resultat lässt darauf schließen, dass Sprachverständnis, Motivation und visuelles Vorstellungsvermögen bei dieser Patientin im vegetativen Zustand erhalten sind.

Die wenigen Studien mit funktioneller Bildgebung an Patienten mit schweren Störungen des Bewusstseins lassen erwarten, dass die Erforschung der *terra incognita* zwischen Locked-in-Zustand, Koma und Hirntod noch überraschende Erkenntnisse über Aktivität in schwer geschädigten Gehirnen bringen wird, die Konsequenzen für die Behandlung dieser Patienten haben sollten, aber auch für die Diskussion über die Organentnahme aus PVS-Patienten sowie aus Hirntoten.

Diese Argumente sprechen dafür, in der Gesetzgebung zur Organtransplantation das Hirntod-Kriterium nicht durch das Cortextod-Kriterium zu ersetzen. In Deutschland ist der Hirntod als Kriterium für eine straffreie Organentnahme vorgeschrieben, und dieser ist als Ausfall von Großhirn, Kleinhirn und Hirnstamm definiert, doch die Methoden zur Diagnose dieser Ausfälle werden „dem Stand der medizinischen Wissenschaft“ anheim gestellt.

Die Bundesärztekammer hat den folgenden Ablauf für die Feststellung des Hirntodes vorgeschrieben: Im ersten Schritt ist zu prüfen, welche Hirnschädigung vorliegt: primär oder sekundär, falls primär: supratentoriell (in den Hirnhemisphären gelegen) oder infratentoriell (in der hinteren Schädelgrube gelegen). Zweitens sind bestimmte Befunde auszuschließen, und zwar Intoxikation, Relaxation, metabolisches Koma, Hypothermie, Hypovolämie, postinfektiöse Polyneuritis. Im zweiten Schritt muss festgestellt werden, ob Koma, Areflexie (fehlende Reflexe des Hirnstamms) und Atemstillstand vorliegen. Im dritten Schritt ist festzustellen, dass die Hirnschädigung irreversibel ist. Dafür ist eine bestimmte Beobachtungszeit und/oder ergänzende apparative Diagnostik vorgeschrieben. Von der Bundesärztekammer ist eine apparative Diagnostik

nicht in jedem Fall zwingend vorgeschrieben, und zwar (bei über zweijährigen Patienten) nicht in Fällen primärer Hirnschädigung in den Hirnhemisphären oder bei sekundärer Hirnschädigung (z. B. nach Herzkreislaufstillstand). Zwingend vorgeschrieben ist apparative Diagnostik nur bei Kindern bis zum vollendeten zweiten Lebensjahr sowie bei infratentorieller Hirnschädigung. Andernfalls reicht eine Beobachtungszeit von 12 bis 72 Stunden (je nach Art der Hirnschädigung) für die Feststellung des Hirntodes aus.⁶

Die herkömmliche Diagnostik kann nur Teilbereiche des Gehirns erfassen: Mittels EEG lassen sich nur elektrische Aktivitäten im Cortex nachweisen, während die Reflex-Untersuchungen und der Apnoe-Test nur Funktionen des Hirnstamms erfassen. Große Teile des Gehirns, insbesondere das Klein- und Mittelhirn, werden von der vorgeschriebenen Diagnostik nicht erfasst. Für eine sichere Hirntoddiagnostik ist mindestens eine Angiographie notwendig, die aber nicht zur klinischen Routine der Hirntoddiagnostik gehört. Eine noch höhere Genauigkeit kann mit PET- oder fMRT-Untersuchungen erreicht werden; diese werden aber allenfalls für Studien eingesetzt.

Über das Schmerzempfinden von Patienten im vegetativen Zustand und nach Hirntod ist ebenfalls noch wenig bekannt. Laureys (2005) hat bei hirntoten Patienten keine kortikale Aktivität als Antwort auf Schmerzreize gefunden, bei allen der 15 untersuchten PVS-Patienten eine Aktivierung von subkortikalen und kortikalen Arealen nachgewiesen, aber nicht von höheren assoziativen Cortexarealen. Eine Untersuchung von Gramm et al. (1992) hat gezeigt, dass bei einigen als hirntot diagnostizierten Spendern (6,6 % in seiner Studie) die Konzentrationen von Noradrenalin, Dopamin und Adrenalin sowie Blutdruck und Herzfrequenz bei der Organentnahme sprunghaft anstiegen. Sie vermuten, dass diese Fälle nur auf Rückenmarksreflexaktivität beruhen, da der Hirntod auch angiographisch festgestellt worden ist.

Britische Anästhesisten haben vor kurzem Vollnarkose für Organspender gefordert, da sie Reaktionen zeigen, die wie Angst oder Schmerz aussehen, insbesondere Zucken. So sagte der britische Anästhesist Philip Keep gegenüber der BBC:

„Ich habe während meiner langjährigen Arbeit im OP dutzende hirntoter Organspender gesehen, die bei der Entnahme der Organe Reaktionen zeigten. [...] Ich meine, dass hirntote Organspender vor der Organentnahme grundsätzlich anästhetisiert werden sollten.“

In Großbritannien ist dies nicht üblich. Laut der Transplantationskoordinatorin der Deutschen Stiftung für Organtransplantation in Bayern, Angelika Eder, dürfte das auch in Deutschland nicht gängige Praxis sein: „[...] wenn man ihnen eine Narkose verabreichen würde, würde man gleichzeitig den Hirntod verneinen, denn es würde bedeuten, daß der Patient noch Schmerzen empfinden und somit nicht tot sein kann.“⁷

Eine Vollnarkose des Organspenders kann allenfalls pragmatisch mit der leichteren Operierbarkeit durch Unterdrückung möglicher Reflexe oder Reaktionen gerechtfertigt werden sowie mit dem Motiv, Widerstände des medizinischen und pflegerischen Personals gegen die Organentnahme zu vermeiden.

⁶ Bundesärztekammer (1993).

⁷ Striegler (2000).

Wie häufig Fehldiagnosen des Todes vorkommen, die zur Organentnahme aus überlebenschfähigen Patienten führen, ist völlig unbekannt, da derartige Fehldiagnosen nur in den seltensten Fällen rechtzeitig, also vor Organexplantation, bemerkt werden. Ein solcher Fall wurde 2008 aus Texas berichtet: Ein 21-jähriger Patient wurde nach schwerem Hirntrauma als hirntot diagnostiziert; dazu waren sogar zweimal Untersuchungen des zerebralen Blutflusses durchgeführt worden. Weil der Hubschrauber des Explantationsteams Verspätung hatte und weil Angehörige einen einfachen Schmerztest durchführten, wurde die Organentnahme abgesagt. Nach einigen Tagen erwachte der Patient, und nach wenigen Wochen war er vollständig geheilt.⁸

Verbesserung der Hirntod-Diagnostik und Folgen für die Transplantationsmedizin

Die Kluft zwischen Organnachfrage und -angebot ist ein strukturelles Problem. Denn je mehr Transplantationen gelingen, desto eher wird eine Transplantation zur Therapie der Wahl für weitere Erkrankungen. Auch sind hohes Alter oder schwere Erkrankungen wie Krebs seltener als früher ein Grund, jemand nicht auf die Warteliste zu setzen. Andererseits sinkt die Zahl der hirntoten Patienten mit jeder Verbesserung im Bereich der Verkehrssicherheit. Auch Verbesserungen in Diagnostik und Therapie von Hirnerkrankungen und -traumata können die Fallzahlen sinken lassen.⁹

Bei Patienten, denen Organe entnommen werden sollen, damit andere Menschen davon gesundheitlich oder ökonomisch profitieren, sollten besonders hohe Maßstäbe zu deren Schutz und Sicherheit angelegt werden. Nach dem Nonmalefizien-Prinzip darf ein medizinischer Eingriff dem Patienten keinen Schaden zufügen, es sei denn, der Nutzen des Eingriffs für den Patienten überwiegt mutmaßlich den Schaden. Das gilt auch dann, wenn andere Menschen einen großen gesundheitlichen oder ökonomischen Nutzen durch den Schaden für den betreffenden Patienten hätten. Das bedeutet für potentielle Organspender, dass sicher ausgeschlossen werden muss, dass sie durch die Organentnahme getötet werden oder bei der Organentnahme unter Angst, Stress oder Schmerz leiden. Aus ethischer Sicht ist daher eine sichere Hirntod-Diagnostik auf dem aktuellen wissenschaftlichen und technischen Stand für potentielle Organdonatoren zu fordern. Die zerebrale Angiographie sollte für die Hirntoddiagnostik vorgeschrieben werden, in Zweifelsfällen auch fMRT oder PET. Darüber hinaus sollte Vollnarkose für die Entnahme vorgeschrieben werden, um bei nicht messbarer Hirnaktivität oder im Fall von Messfehlern Angst und Schmerzen auszuschließen. Die ethischen Argumente für den Schutz der potentiellen Organspender werden durch die in der Debatte um Organtransplantationen vorherrschenden utilitaristischen Argumente nicht entkräftet.

Aus dem Prinzip der Patientenautonomie folgt, dass Patienten das Recht haben, autonom über ihre medizinische Behandlung zu entscheiden. Daraus lässt sich ableiten, dass die enge Zustimmungslösung vorgeschrieben werden soll, wie es in Japan der Fall ist. Die vielfach geforderte und in einigen europäischen Staaten geltende Widerspruchslösung widerspricht dem Autonomie-Prinzip. Aus dem Autonomie-Prinzip folgt auch das Recht der Patienten auf umfassende, objektive Information. Das erfordert im Fall der Transplantationsmedizin eine öffentliche Debatte über die Todesdefinition und

⁸ Morales (2008).

⁹ Informationsstelle Transplantation und Organspende (2007).

Diagnostik statt der propagandistischen Verwendung der Massenmedien zur Erhöhung der Organspendebereitschaft und zur politischen Durchsetzung der Widerspruchslösung.

Methoden

- Auswertung der medizinischen Fachliteratur zur Diagnostik und Therapie von Patienten im Koma und zur Hirntod-Diagnostik
- Vergleich der gesetzlichen bzw. standesrechtlichen Richtlinien verschiedener Staaten zur Todesdefinition und Todesdiagnostik
- Ethische Analyse der Argumente der verschiedenen Todeskriterien

Literatur

1. Ad Hoc Committee (1968): Ad Hoc Committee of the Harvard Medical School to Examine the Definition of Brain Death, A definition of irreversible coma, Journal of the American Medical Association 205 (1968), 6, p. 337-340.
2. Bundesärztekammer (1993): Wissenschaftlicher Beirat der Bundesärztekammer, Der endgültige Ausfall der gesamten Hirnfunktion ("Hirntod") als sicheres Todeszeichen, Deutsches Ärzteblatt 90 (1993), S. A 2933-2935.
3. Deutsches Transplantationsgesetz (1997): Transplantationsgesetz (TPG) vom 05.11.1997, Bundesgesetzblatt I, S. 2631.
4. Gehirn & Geist (2007): Anonym, Die aktuelle Leserumfrage: Wann ist Ihrer Meinung nach ein Mensch tot?, Gehirn & Geist 3 (2007), S. 7.
5. Gramm et al. (1992): H.-J. Gramm, J. Zimmermann, H. Meinhold et al., Hemodynamic responses to noxious stimuli in brain-dead organ donors, Intensive Care Medicine 18 (1992), p. 493-495.
6. Informationsstelle Transplantation und Organspende (2007): www.transplantation-information.de, eingestellt am 30.12.2007 [22.01.2009].
7. Jonas (1980): H. Jonas, Philosophical Essays. From Ancient Creed to Technological Man, Chicago, London 1980.
8. Laureys (2005): S. Laureys, Death, Unconsciousness and the brain, Nature Reviews Neuroscience 6 (2005), p. 899-909.
9. McMahan (1998): J. McMahan, Brain death, cortical death and persistent vegetative state, in: H. Kuhse, P. Singer (Hrsg.): A Companion to Bioethics, Oxford 1998, p. 250-260.
10. Morales (2008): N. Morales, "Dead" man recovering after ATV accident, www.msnbc.msn.com/id/23768436, updated 24.03.2008 [22.01.2009].
11. Owen et al. (2006): A. M. Owen, M. R. Coleman, Melanie Boly et al., Detecting Awareness in the Vegetative State, Science 313 (2006), p. 1402.
12. Striegler (2000): A. Striegler, Heftige Diskussionen unter Großbritanniens Ärzten – Können Hirntote noch Schmerzen empfinden?, Ärzte Zeitung, 31.08.2000.

Veränderungen im Umgang mit dem Tod im Zeitalter von eHealth

Martina Ziefle

Anders als in der anthropologischen oder der soziologischen Forschung, die sich mit Tod und Sterben und ihren Auswirkungen auf Kultur und Gesellschaft, aber auch mit Sterberiten oder kulturellen Todespraktiken nachhaltig befasst haben,¹ findet sich in der psychologischen Fachliteratur vergleichsweise wenig theoretische und konzeptionelle Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.²

Die psychologische Forschung zu Tod und Sterben konzentriert sich vornehmlich auf die Behandlung klinischer Fragestellungen, wie beispielsweise die Konfrontation mit und die Verarbeitung von Katastrophen³ oder den Umgang mit gestörtem Erleben und Verhalten, wie im Falle unverhältnismäßiger Lebensangst oder Depression.⁴ Der allgemeine, „natürliche“ Umgang mit Tod, seine kognitive Verarbeitung und die der Verarbeitung zugrunde liegenden Einstellungen und Bewertungen gegenüber Tod und Sterben wurden in der grundlagenorientierten kognitiven Psychologie jedoch nur unsystematisch aufgegriffen.⁵

So liegt unzureichendes Wissen darüber vor, wann und wie sich Einstellungen und Kognitionen zu Tod und Sterben über die Lebensspanne entwickeln, wie kritische Lebensereignisse (z. B. Verlust naher Familienangehöriger, Geburt, Scheidung, Katastrophen im engeren oder weiteren Umfeld, lebensbedrohliche Erkrankungen) die Sicht auf Tod verändern und ob – und wenn ja, wie – die durch einen häufigen berufsbedingten Kontakt entstandene Vertrautheit mit Tod (z. B. bei Onkologen, Radiologen, Pflegepersonal in der Palliativmedizin etc., aber auch bei Mitarbeitern in Leichenbestattungsunternehmen) die Auseinandersetzung mit dem Thema Tod und Sterben beeinflusst.

Des Weiteren ist nicht systematisch geklärt, ob und wie spezifische Persönlichkeitsstrukturen (z. B. Introvertiertheit, Angst, Neurotizismus, Offenheit, Depressivität etc.) und/oder emotionale Verarbeitungsstile (z. B. „coping Mechanismen“⁶ und/oder soziale und kommunikative Kompetenzen und/oder Religiosität und kultureller Hintergrund⁷ den Umgang mit und die Sicht auf Tod und Sterben beeinflussen.

Die lückenhafte „theoretische“ Auseinandersetzung mit menschlichen Kognitionen und Einstellungen im Themenfeld Tod und Sterben zeigt sich auch im fehlenden bzw. nicht verankerten „Kommunikationskonzept“, wie mit Tod und Sterben im familiären Umkreis und im öffentlichen Diskurs umzugehen ist oder wie die Thematik

¹ z. B. Kearl (1990); Riley (1983); Seale (1989); Fraser (1933).

² Kastenbaum (2000); Neimeyer/Wittkowski/Moser (2004).

³ z. B. Kastenbaum (2000); Ochsmann (2002).

⁴ z. B. Robak et al. (2000); Wilkening/Martin (2003).

⁵ Kastenbaum/Kosta (1977); Neimeyer/Wittkowski/Moser (2004), Wittkowski (2002), (2005); Wittkowski/Schröder/Bolm (2004).

⁶ Seligman (1982); Spielberger/Sarason/Defares (1985).

⁷ Depaola et al. (2003).

in der Berufsausbildung bei Erwachsenen oder der Ausbildung von Kindern und Jugendlichen vermittelt werden kann.

Die Notwendigkeit und Aktualität der wissenschaftlichen Untersuchung des Umgangs mit Tod und Sterben gewinnt im Zusammenhang mit dem zunehmenden Einsatz technisierter Medizin und Pflege und der Anwendung von eHealth-Technologien an Bedeutung.⁸

Die in einschlägigen Szenarien⁹ gezeichneten gravierenden Veränderungen zukünftiger Gesellschaftsstrukturen, wie die Überalterung der Gesellschaft, die durch einen höheren Lebensstandard bedingte steigende Lebenserwartung, die mit dem Alter zunehmende Wahrscheinlichkeit der Entstehung von Krankheiten (z. B. Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Diabetes, Alzheimer), aber auch der durch den Geburtenrückgang entstehende ökonomische Engpass in der Krankenversorgung und der daraus resultierende Mangel an Pflegekräften, machen die Notwendigkeit und die potentielle Nützlichkeit des Einsatzes technisierter Medizin und Pflege mehr als deutlich.

Bereits heute sind vielversprechende medizintechnische Konzepte, Produkte und Anwendungen auf dem Markt,¹⁰ die sich auf diese gesellschaftlichen Veränderungen einstellen. So werden neben einer Palette medizintechnischer mobiler Kleingeräte für unterschiedliche Krankheitsbilder auch intelligente Wohnkonzepte für alte Menschen entwickelt, die durch den kombinierten Einsatz von Medizintechnik (z. B. kontinuierliche Überwachung von Vitalparametern) und Kommunikationstechnologien (online-Verbindung zum Krankenhaus) ermöglichen, dass zunehmend ältere und pflegebedürftige Patienten möglichst lange würdevoll altern und dabei medizinisch versorgt in ihrem häuslichen Umfeld verbleiben können.

Aktuellen Studien zufolge sind solche eHealth-Technologien jedoch mit beträchtlichen emotionalen und kognitiven Akzeptanzbarrieren behaftet.¹¹ Erste Analysen zeigen, dass (vor allem ältere) Menschen der Nutzung solcher lebenserhaltenden medizintechnischen Produkte für sich selbst äußerst kritisch gegenüberstehen. Als Hauptgründe der Ablehnung werden einerseits mangelndes Vertrauen in die Technik und in die Datensicherheit genannt, aber auch das Unbehagen geäußert, sich von Räumen, Geräten oder Ärzten kontinuierlich überwachen zu lassen,¹² selbst dann, wenn eine lebensbedrohliche Erkrankung vorliegt. Andererseits scheint die Nutzung technisierter Medizin Vorstellungen über das eigene Leben (wollen und dürfen) und Sterben (wollen und dürfen) hervorzurufen und die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod und Erkrankung in Gang zu setzen. Damit einher geht die Frage nach der mit der Anwendung technisierter Medizin in Verbindung gebrachten gesellschaftlichen Stigmatisierung durch Alter und/oder Krankheit.¹³

⁸ Groß/Jakobs (2007); Jähn/Nagel (2003); Leonhardt (2006).

⁹ Leonhardt (2006); Statistisches Bundesamt (2008).

¹⁰ Jähn (2003); Leonhardt (2006).

¹¹ Arning/Ziefle (2008); Jakobs/Lehnen/Ziefle (2008); Melenhorst/Fisk/Rogers (in press); Ziefle (2008).

¹² Arning/Ziefle (2008); Ziefle (2008).

¹³ Jakobs/Lehnen/Ziefle (2008); Ziefle (2008).

In diesem Kontext gibt es eine Fülle unbeantworteter Forschungsfragen. Der Forschungsbedarf schließt die Untersuchung individueller, gesellschaftlicher und kulturell bedingter Alterungs- und Krankheitskonzepte ein, sowie die Analyse der Vorstellungen von Sterben (wollen und dürfen) im Zeitalter technisierter Medizin und Pflege aus verschiedenen Perspektiven: aus der Sicht der Kranken und Alten, aber auch aus der Perspektive der Angehörigen und des medizinischen Personals.

Die zukünftige Forschung wird zu prüfen haben, ob sich die Einstellung gegenüber Tod und Sterben durch die Akzeptanz/Nichtakzeptanz technisierter Medizin und Pflege verändert. Weiterhin muss analysiert werden, welche Rolle der Ein- bzw. Übergriff in die Privat- und Körpersphäre bei Menschen unterschiedlichen Alters und Gesundheits-/Erkrankungszustands für die Akzeptanz technisierter Medizin spielt. Da der Alterungsprozess und die damit einhergehenden Veränderungen höchst individuell verlaufen, soll ein Schwerpunkt der Betrachtung auf der „Userdiversity“ liegen. Erfasst werden soll, wie sich die Vorstellungen über das eigene Sterben durch emotionale, kognitive und persönliche Faktoren, aber auch durch Generation/Alter sowie Geschlecht verändern. Ein weiterer Schwerpunkt ist, wie die Verfügbarkeit technisierter Medizin und Pflege im häuslichen Umfeld die Sichten auf Tod und Sterben beeinflusst und wie sich dies aus der unterschiedlichen Rollenperspektive der Patienten, Angehörigen und des medizinischen Personals gestaltet.

Solche für die Einzelnen möglicherweise schwierigen und sehr persönlichen Fragestellungen können nur empirisch gemeinsam mit den Betroffenen beantwortet werden. Um der Sensibilität des Gegenstandes gerecht zu werden, werden qualitative und quantitative Verfahren miteinander kombiniert. So werden Interviewverfahren und Fokusgruppen genutzt, um vertiefte Analysen über qualitative Zusammenhänge zwischen den kognitiven Konzepten zu Tod und Sterben zu leisten. Psychometrische und quantitative Verfahren erlauben in einem zweiten Schritt die Messung der Einstellungen und die Analyse ihrer Zusammenhänge.

Die hier skizzierte Perspektive lässt sich gewinnbringend mit anderen disziplinären Zugängen kombinieren (theoretisch und methodisch), wie beispielsweise der soziologischen oder medizinethischen Perspektive.

Literatur

1. Arning/Ziefle (2008): K. Arning, M. Ziefle, Comparing apples and oranges? Exploring users' acceptance of Information and Communication Technologies and eHealth applications, in: Proceedings of the International Conference on Health care systems, Ergonomics and Patient safety (HEPS 2008), Strasbourg 2008 (Electronically published, CD-ROM, no page numbering).
2. Bloch (1982): P. Bloch, Death and the Regeneration of Life, Cambridge 1982.
3. Depaola et al. (2003): S. Depaola, M. Griffin, J. Young, R. Neimeyer, Death Anxiety and Attitudes Toward the Elderly among older adults: The role of gender and ethnicity, *Death Studies* 27 (2003), 4, p. 335-354.
4. Fraser (1933): J. G. Frazer, *The Fear of the Dead in Primitive Religions*, London 1933.

5. Groß/Jakobs (2007): D. Groß, E.-M. Jakobs, Mensch – Medizin – Technik, in: D. Groß, E.-M. Jakobs (Hrsg.), E-Health und technisierte Medizin, Münster 2007, S. 5-8.
6. Jähn/Nagel (2003): J. Jähn, K. Nagel, e-Health, Berlin/Heidelberg 2003.
7. Jakobs/Lehnen/Ziefle (2008): E. M. Jakobs, K. Lehnen, M. Ziefle, Alter und Technik. Eine Studie zur altersbezogenen Wahrnehmung und Gestaltung von Technik, Aachen 2008.
8. Jentschke (2006): E. Jentschke, Die Notwendigkeit der Palliativen Medizin in der Altersversorgung, Münster 2003.
9. Kastenbaum (2000): R. Kastenbaum, The Psychology of Death, Berlin/New York 2000.
10. Kastenbaum/Kosta (1977): R. Kastenbaum, P. Costa, Psychological Perspectives on death, Annual Review of Psychology 28 (1977), p. 225-249.
11. Kearl (1990): M. C. Kearl, Endings: A Sociology of Death and Dying, Oxford 1990.
12. Leonhardt (2006): S. Leonhardt, Personal Health Care Devices, in: S. Mukherjee, E. Aarts, R. Roovers, F. Widdershoven (Hrsg.), AmIware: Hardware Technology Drivers of Ambient Intelligence, Dordrecht 2006, p. 349-370.
13. Melenhorst/Fisk/Rogers (in press): A. S. Melenhorst, W. A. Rogers, A. D. Fisk, When Will Technology in the Home Improve Older Adults' Quality of Life?, in: H. W. Wahl, C. Tesch-Römer, A. Hoff (Hrsg.), Emergence of New Person-Environment Dynamics in Old Age: A Multidisciplinary Perspective, Amityville (in press).
14. Neimeyer/Wittkowski/Moser (2004): R. A. Neimeyer, J. Wittkowski, R. P. Moser, Psychological research on death attitudes: An overview and evaluation, Death Studies 28 (2004), S. 309-340.
15. Ochsmann (2002): R. Ochsmann, Umgang mit existentieller Angst: Der 11. September und seine Folgen, Zeitschrift für Sozialpsychologie 33 (2002), S. 3-12.
16. Riley (1983): J. Riley, Dying and the meanings of death: sociological inquiries, Annual Review of Sociology 9 (1983), S. 191-216.
17. Robak et al. (2000): R. Robak, P. Griffin, M. Lacombe, W. Quint, Perceptions of aging and their relation with death depression, Perceptual and Motor Skills 90 (2000), p. 1179-1183.
18. Seale (1989): C. Seale, Constructing Death: The Sociology of Dying and Bereavement, Oxford 1989.
19. Seligman (1982): M. E. P. Seligman, Erlernte Hilflosigkeit, München 1986.
20. Spielberger/Sarason/Defares (1985): C. Spielberger, I. G. Sarason, P. B. Defares, Stress and Anxiety, Boca Raton 1985.
21. Statistisches Bundesamt (2008): Statistisches Bundesamt, Demografischer Wandel in Deutschland, Heft 2: Auswirkungen auf Krankenhausbehandlungen und Pflegebedürftige im Bund und in den Ländern, Wiesbaden 2008.
22. Wilkening/Martin (2003): K. Wilkening, M. Martin, Lebensqualität am Lebensende: Erfahrungen, Modelle und Perspektiven, Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 36 (2003), S. 333-338.
23. Wittkowski (2002): J. Wittkowski, Psychologie des Todes: Konzepte – Methoden – Ergebnisse, Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin 23 (2002), S. 5-29.

24. Wittkowski (2005): J. Wittkowski, Einstellungen zu Sterben und Tode im höheren und hohen Lebensalter, Zeitschrift für Gerontopsychologie und -psychiatrie 18 (2005), 2, S. 67-79.
25. Wittkowski/Schröder/Bolm (2004): J. Wittkowski, C. Schröder, G. Bolm, Die Todesthematik in der Medizinischen Psychologie, Zeitschrift für Medizinische Psychologie 13 (2004), 3, S. 109-120.
26. Ziefle (2008): M. Ziefle, Age Perspectives on the Usefulness on eHealth Applications, in: Proceedings of the International Conference on Health Care Systems, Ergonomics and Patient Safety (HEPS), Strasbourg 2008 (Electronically published, CD-ROM, no page numbering).

Kontaktadressen der Autorinnen und Autoren

Catarina Caetano da Rosa, M.A.
Lehrstuhl für Geschichte der Technik
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen

Prof. Dr. Gertrude Cepl-Kaufmann
Germanistisches Seminar II
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Universitätsstr. 1
40225 Düsseldorf

Thomas Dickinson
Institut für Soziologie
RWTH Aachen University
Eilfschornsteinstr. 16
52062 Aachen

Dr. Martina Długaiczek
Institut für Kunstgeschichte
RWTH Aachen University
Schinkelstr. 1, Reiff-Museum
52062 Aachen

Dr. David Engels
Titulaire de la chaire d'histoire du monde romain
Université Libre de Bruxelles
Avenue F.D. Roosevelt 50, CP 175
Bureau NA 5-203
1050 Bruxelles
BELGIUM

Prof. Dr. Klaus Freitag
Historisches Institut
Lehrstuhl für Alte Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen

Kontaktadressen der Autorinnen und Autoren

Julia A. Glahn, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Dr. Andreas Gormans
Institut für Kunstgeschichte
RWTH Aachen University
Schinkelstr. 1, Reiff-Museum
52062 Aachen

Jasmin Grande, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Prof. Dr. Dr. Dr. Dominik Groß
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Dipl.-Soz. Jochen Grötzbach
Institut für Soziologie
RWTH Aachen University
Eilfschornsteinstr. 16
52062 Aachen

PD Dr. Rüdiger Haude
Historisches Institut
Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen

Prof. Dr. Dr. h.c. Armin Heinen
Historisches Institut
Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen

Dr. Christine Knust, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Richard Kühl, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Carmen Lubberich
Institut für Soziologie
RWTH Aachen University
Eilfschornsteinstr. 7
52062 Aachen

Dr. Sabine Müller
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Tim Ohnhäuser, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

PD Dr. Christoph Rass
Lehr- und Forschungsgebiet Wirtschafts- und Sozialgeschichte
RWTH Aachen University
Templergraben 83
52062 Aachen

Michael Rosentreter, M.A.
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

Kontaktadressen der Autorinnen und Autoren

Dr. Gereon Schäfer
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

PD Dr. Christoph Schweikardt, MA
Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin
Medizinische Fakultät
RWTH Aachen University
Wendlingweg 2
52074 Aachen

PD Dr. Werner Tschacher
Historisches Institut
Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen

Nadine Witt, M.A., M.Sc.
Institut für Soziologie
RWTH Aachen University
Eilfschornsteinstr. 7
52062 Aachen

Prof. Dr. Martina Ziefle
Lehrstuhl für Communication Science
Human Technology Centre
RWTH Aachen University
Theaterplatz 14
52056 Aachen